Zeitschrift: Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur

Herausgeber: Verein für Bündner Kulturforschung

Band: - (2005)

Heft: 1

Artikel: Die Entzauberung des Rätoromanischen in der Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts

Autor: Mac Con Midhe, Torlach

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-398848

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

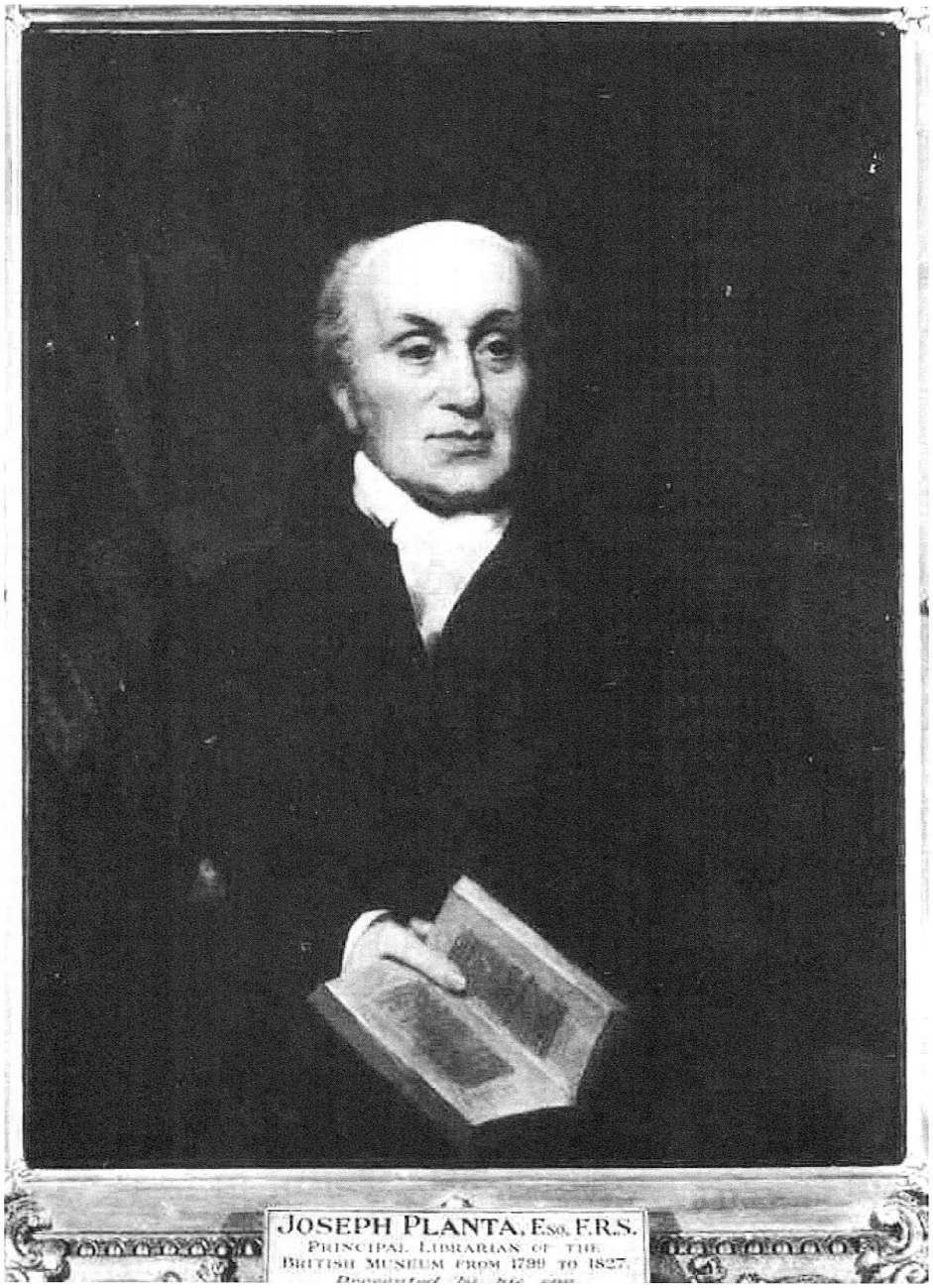
Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Entzauberung des Rätoromanischen in der Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts

Torlach Mac Con Midhe

Die wissenschaftliche Erörterung des Rätoromanischen beginnt eigentlich mit dem Brief Joseph Plantas von 1776,[1] den ich in einem früheren Artikel[2] zu analysieren und in seinen geistesgeschichtlichen Zusammenhang zu setzen versucht habe. Gerade durch diesen Brief wurde das Rätoromanische am Ende des



Porträt von Joseph Planta im Britischen Museum.

18. Jahrhunderts in der Welt der Gelehrten einigermassen bekannt. Im Übrigen hatte er durch die in Chur gedruckte deutsche Übersetzung[3] auch auf einheimische Kreise in Romanischbünden eine Wirkung. Im vorliegenden Aufsatz möchte ich die geistesgeschichtliche Entwicklung dieses Gedankengutes in der Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts weiter verfolgen.[4]
Zu Plantas Zeit gab es ein allgemeines Interesse an den Kleinsprachen Europas. Die Sprachgelehrten befassten sich hauptsächlich mit der Frage des Ursprungs der Sprachen. Sie meinten, alle Sprachen seien verwandt, da sie von einer vermeintlichen Ursprache der Menschheit entstammten. Die «primitiven» Sprachen der Ureinwohner Nordamerikas seien mit den «rauen» und «antiken» Sprachen Europas verwandt. Je «antiker» eine Sprache sei, desto «rauer» und «primitiver» sei sie. Und umgekehrt: Die «rauen» und «unverfeinerten», von der modernen Kultur vernachlässigten Sprachen Europas seien die ältesten, und dem Ursprung der Sprache am nächsten. Hier ging es eher um die Minderheitensprachen, wie wir sie heutzutage bezeichnen würden.
Wegen der Ossian-Schwärmerei standen die Kelten (Iren, Schotten, Wallisen und Brettonen) im Zentrum des Interesses. James MacPherson hatte ein vermeintliches altgälisches Epos im Hochland Schottlands entdeckt und ins Englische «übersetzt». Diese Version wurde weiter in andere europäische Sprachen übersetzt. Aber man redete auch von den Basken und von den kleinen Sprachgruppen im Baltikum und verknüpfte sie mit den «Wilden» Amerikas. «Und was brauchen wir Völker aus so entlegenen Enden der Erde?» fragte Herder. «Unser kleiner Rest von Wilden in Europa, Estländer und Lappen usw., haben ebenso oft halbartikulierte und unschreibbare Schälle als Huronen und Peruaner.»[5]

Grégoires Erhebung

Die französische Revolution ist nicht ohne Wichtigkeit für die Sprachphilosophie, die Sprachpolitik und insbesondere für die Rezeption der Kleinsprachen. Mit der Abschaffung der feudalen Stände und der Monarchie galt es, die Bürger an der Regierung des Staates auf allen Ebenen teilnehmen zu lassen. Aber Frankreich war ein Land, in dem eine grosse Zahl der ländlichen Bevölkerung Dialekte (patois) oder sogar andere Sprachen benutzte und des Französischen kaum oder gar nicht mächtig war. Was sollte man tun, um dieser Bevölkerung die Ideen der Revolution

zu vermitteln und sie an den Fortschritten der Republik teilnehmen zu lassen? Vermutlich müsste man sie Französisch lehren. Der Abbé Grégoire, eine wichtige Figur während der Revolution und ein Sprachenkenner nach den Begriffen seiner Zeit, stellte das Problem der Convention vor. Seiner Meinung nach bedeutete Fortschritt und Modernisierung das Absterben des sprachlichen Partikularismus:

> «Les rapports ... de la langue basque à celle de Malabar ... de celle-ci à celle des Bohémiens errants, de celle du pays de Vaud à l'irlandais, la presque identité de l'irlandais ... avec le punique; son analogie avec l'ancien celtique, qui, conservé traditionnellement dans le nord de l'Écosse, nous a transmis les chefs-d'oeuvre d'Ossian; les rapports démontrés entre les langues de l'Ancien et du Nouveau Monde, en établissant l'affinité des peuples par celle des idiomes, prouveront d'une manière irréfragable, l'unité de la famille humaine et de son langage, et, par la réunion d'un petit nombre d'éléments connus, rapprocheront les langues, en faciliteront l'étude et en diminueront le nombre.»[6]
> [Die Beziehungen ... der baskischen Sprache mit der von Malabar ... von dieser mit jener der wandernden Zigeuner, von jener vom Waadtland mit dem Irischen, die beinahe Identität des Irischen ... mit dem Punischen; seine Analogie mit dem antiken Keltischen, das, im Norden Schottlands traditionsgemäss erhalten, uns die Meisterwerke Ossians überliefert hat; die Beziehungen, die man gezeigt hat, zwischen den Sprachen der Alten und der Neuen Welt, indem sie die Verwandtschaft der Völker durch jene der Idiome feststellt, werden die Einheit der menschlichen Familie und seiner Sprache unwiderlegbar beweisen, und, insofern dass sie eine kleine Anzahl bekannter Elemente zusammenstellen, werden die Sprachen zusammenbringen, werden das Studium derselben vereinfachen und die Anzahl derselben verringern.]

Diese Art von Sprachgelehrsamkeit kommt uns seltsam vor, aber Grégoire wiederholte nur die Ideen der Aufklärung. Man hatte keine Mühe zu glauben, keltische Sprachen oder romanische Dialekte seien mit Indianersprachen verbunden. Grégoire hatte die humanitäre Absicht, durch die Verwandtschaft der Sprachen

die Einheit der Menschheit zu beweisen, aber auch die «unnötigen» Sprachen absterben zu lassen.
Grégoire wurde von der Convention beauftragt, eine Erhebung zu unternehmen, um die Sprachkenntnisse und Sprachgebräuche der Bevölkerung Frankreichs zu ermitteln. Sein klares Ziel war es, die passende Art und Weise zu finden, wie die Patois und Regionalsprachen durch das Französische ersetzt werden könnten. Er schickte seinen Fragebogen an Pfarrer, Lehrer und dergleichen in alle Regionen Frankreichs. Die Antworten der ländlichen Notabeln blieben erhalten und liefern eine reiche Dokumentation, die von Certeau et al.[7] studiert wurde. Diese gebildeten Beobachter sehen die Patois halt nicht als regionale Varianten des Französischen, sondern fast als eigene Sprachen, die mehr aus dem Keltischen Substrat der alten Gallier als aus dem Französischen entstanden sind. Nicht nur das: In ihrer primitiven Natur zeigen die Patois Verwandtschaften mit den Sprachen der verschiedenen «Wilden» der Neuen Welt. Es folgen ein paar Auszüge aus der Masse der Antworten über die lokalen romanischen Mundarten aus verschiedenen Regionen Frankreichs.
Über den Dialekt von Bouillon heisst es:

> «Ce patois est originairement gaulois. C'est la langue ancienne et primitive.»[8]
> [Diese Mundart ist ursprünglich gallisch. Sie ist die antike und primitive Sprache.]

Ein Beobachter aus Limoges, Haute-Vienne berichtet über die lokale Mundart:

> «Ces mots, monosyllabes pour la plupart, n'ont aucun rapport aux mots latins, mais bien un grand rapport aux mots celtiques, aux mots et aux sons asiatiques, aux mots et aux sons usités à Tahiti et dans les autre mers du Sud nouvellement découvertes»[9]
> [Diese Wörter, vorwiegend Einsilber, haben keine Beziehung zu den lateinischen Wörtern, dafür aber eine grosse Beziehung zu den keltischen Wörtern, den asiatischen Wörtern und Lauten, den Wörtern und Lauten in Tahiti und im übrigen Südseegebiet, das vor kurzem entdeckt wurde.]

Aus Lyon behauptet ein anderer Korrespondent, Französisch und patois seien

> «des débris de la langue latine et de la celtique. Tant que la Gaule fut gouvernée par ses druides, elle conserva sa langue dans toute sa pureté. Cette langue ne fut altérée que par le mélange des différents peuples qui envahirent successivement le pays et principalement par les Romains. [Les occupants] achevèrent, par le mélange des différents idiomes de ces peuples, d'y dénaturer la langue celtique, au point qu'elle n'était presque plus reconnaissable.»[10]
> [die Überreste der lateinischen und der keltischen Sprachen. Solange Gallien von seinen Druiden regiert wurde, behielt es seine Sprache in ihrer ganzen Reinheit. Diese Sprache wurde nur durch die Vermischung der verschiedenen Völker verändert, die das Land der Reihenfolge nach eroberten, und vor allem durch die Römer. Den Eroberern gelang es schliesslich, durch die Vermischung der verschiedenen Idiome dieser Völker, die keltische Sprache zu entstellen, soweit, dass sie kaum mehr erkennbar wurde.]

Der Hinweis auf das Keltische ist beinahe obligatorisch zu diesem Zeitpunkt. Certeau et al. bemerken:

> «Le celtique obsède le corpus des réponses à Grégoire. Il y exerce la fonction d'un garant référentiel, nordique désormais et non plus méditerranéen...»[11]
> [Das Keltische besitzt das Korpus der Antworten an Grégoire. Es hat die Funktion einer referenziellen Bürgschaft inne, von nun an nordisch und nicht mehr mittelmeerisch...]

Diese Ideologie von einer romanischen Sprache, die aber einen keltischen «Genius» als tiefen Grund hat, eignete sich für den neuen französischen Nationalismus. Sie setzte sich unter Napoleon fort, der 1805 die Académie celtique gründete. Sie sicherte die eigenartige Identität der Franzosen. Und von nun an waren die Franzosen als Nation durch ihre Sprache definiert. Während Grégoire und seine Nachfolger unter Napoleon die regionalen Dialekte und Regionalsprachen auf ihren uralten keltischen Inhalt untersuchten, bereitete sich der französische Staat darauf vor, alle Sprachverschiedenheiten im Namen der Republik zu unterdrücken.

Der rätoromanische Nationalismus

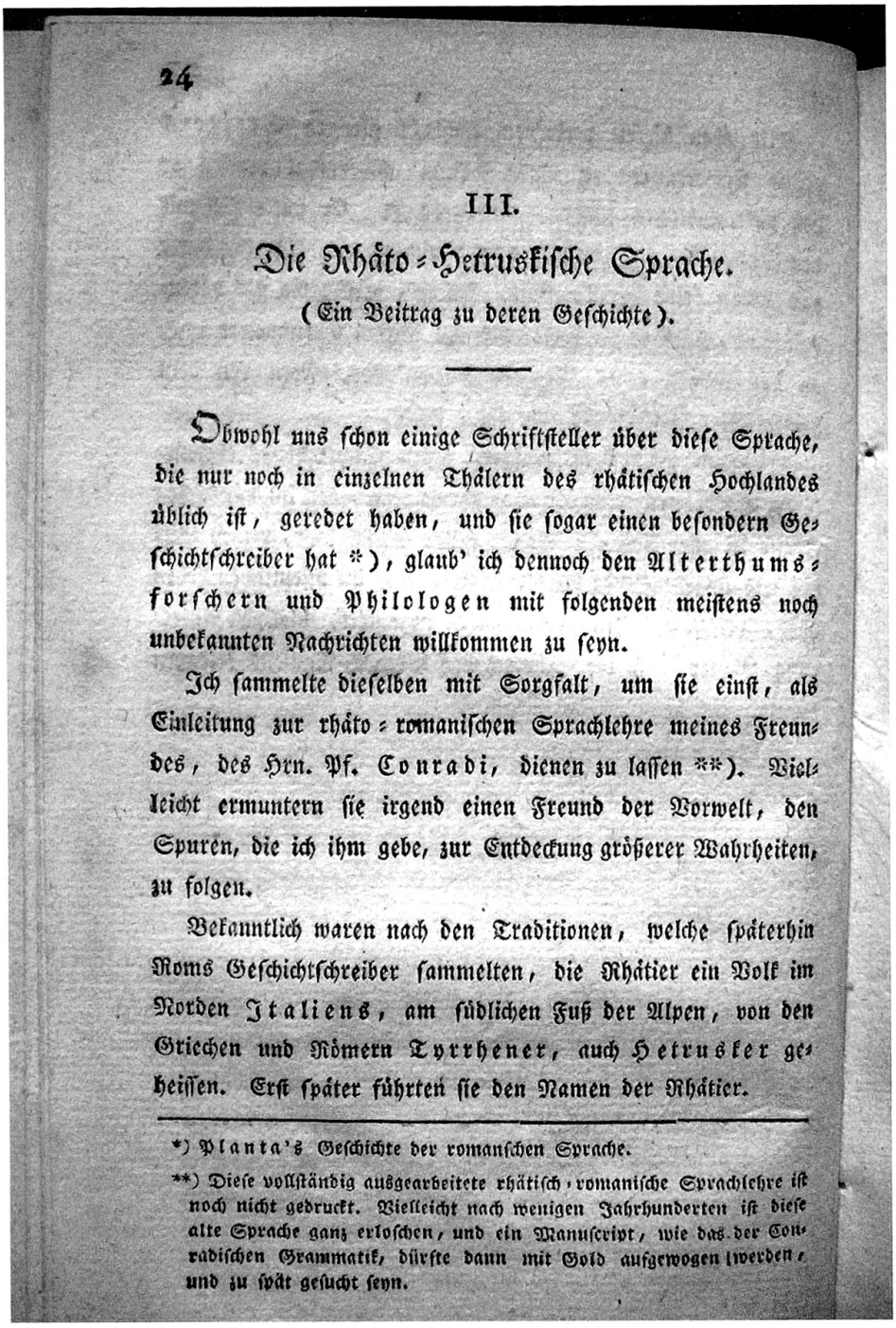
In diesem revolutionären politischen und kulturellen Zusammenhang wirkten die ersten einheimischen Forscher des Rätoromanischen, Pater Placidus a Spescha (1752–1833) und Mattli Conradi (1745–1832). Offensichtlich hatte Pater Spescha Plantas Brief in deutscher Übersetzung gelesen, und griff die Idee begeistert auf, die Oberländer seien sowohl etruskisch als auch lateinisch in ihrer Sprache und Herkunft. Er versuchte, die rätoromanische Sprache seinen eigenen Landsleuten sowie den Gelehrten zu «verkaufen», indem er ihre vermeintlichen uralten Wurzeln betonte.

Pater Placidus a Spescha (1752–1833). (Bild Rätisches Museum Chur)

Spescha, der katholische Geistliche, und Conradi, der protestantische, hatten sich im österreichischen Exil kennen gelernt. Bekanntermassen brachte diese Folge des Krieges von 1799 viele Bündner verschiedener Herkunft zusammen und trug wesentlich zum Bewusstsein einer bündnerischen und sogar rätoromanischen Nation bei.
Obwohl das Rätoromanische immer noch Sprache der Mehrheit im Dreibündenstaat war, gab es Persönlichkeiten, die vorschlugen, als Teil eines vermeintlichen Modernisierungsprozesses die alte Sprache durch Deutsch zu ersetzen. Spescha wehrte sich entschieden dagegen:

> «Ins ha fatg perquei, e fa aunc ozildi, grond d'entiert da vuler entruidar ni sfurzar ina naziun da prender si in auter lungatg e litteratura che quels ch'ei han artau da lur vegls e Dieus ha cumpartgiu ad els. Las confusiuns ch'ein cheutras daventadas, duessen esser scola sufficienta per stunclar giu diltut tals tentaments e suppriments.»[12]
> [Daher hat man ein grosses Unrecht begangen, und begeht es heute noch immer, wenn man eine Nation dazu führen oder zwingen will, eine andere Sprache und Literatur anzunehmen, als diejenige, die sie von ihren Ahnen geerbt und die Gott ihnen erteilt hat. Die Konfusionen, die daraus entstanden sind, sollten eine genügende Mahnung sein, um solche Störungen und Unterdrückungen ganz zu entfernen.]

Die Muttersprache ist also dem Volke von Gott gegeben. Diese durch eine andere zu ersetzen, würde das Volk nur verwirren, nicht aufklären. Weit mehr, es wäre Gotteslästerung. Nationalsprache und Nation sind jetzt äquivalente Begriffe.
Im Bündnerland hatten Denker wie Spescha vor, eine rätoromanische Nation zu gründen. Um dies zu erwirken, müsste man die Sprache auf der Basis ihrer Herkunft vereinheitlichen.
Was war die Herkunft des Rätoromanischen? Planta hatte gemeint, sie sei aus einer Mischung des Lateinischen mit keltischen und etruskischen Elementen entstanden. Das Idiom der Surselva sei weniger vom Latein beeinflusst und behalte seine alte etruskische Prägung, während das Idiom des Engadins weitgehender latinisiert sei. Das alles begeisterte die einheimischen Denker. Die Sprache sei also «uralt», «antiquissim», und besitze demzufolge nicht nur einen hohen Stellenwert, sondern auch eine einmalige Identität, und sie sei von allen anderen Sprachen abge-



24

III.

Die Rhäto-Hetruskische Sprache.

(Ein Beitrag zu deren Geschichte).

Obwohl uns schon einige Schriftsteller über diese Sprache, die nur noch in einzelnen Thälern des rhätischen Hochlandes üblich ist, geredet haben, und sie sogar einen besondern Geschichtschreiber hat *), glaub' ich dennoch den Alterthumsforschern und Philologen mit folgenden meistens noch unbekannten Nachrichten willkommen zu seyn.

Ich sammelte dieselben mit Sorgfalt, um sie einst, als Einleitung zur rhäto-romanischen Sprachlehre meines Freundes, des Hrn. Pf. Conradi, dienen zu lassen **). Vielleicht ermuntern sie irgend einen Freund der Vorwelt, den Spuren, die ich ihm gebe, zur Entdeckung größerer Wahrheiten, zu folgen.

Bekanntlich waren nach den Traditionen, welche späterhin Roms Geschichtschreiber sammelten, die Rhätier ein Volk im Norden Italiens, am südlichen Fuß der Alpen, von den Griechen und Römern Tyrrhener, auch Hetrusker geheissen. Erst später führten sie den Namen der Rhätier.

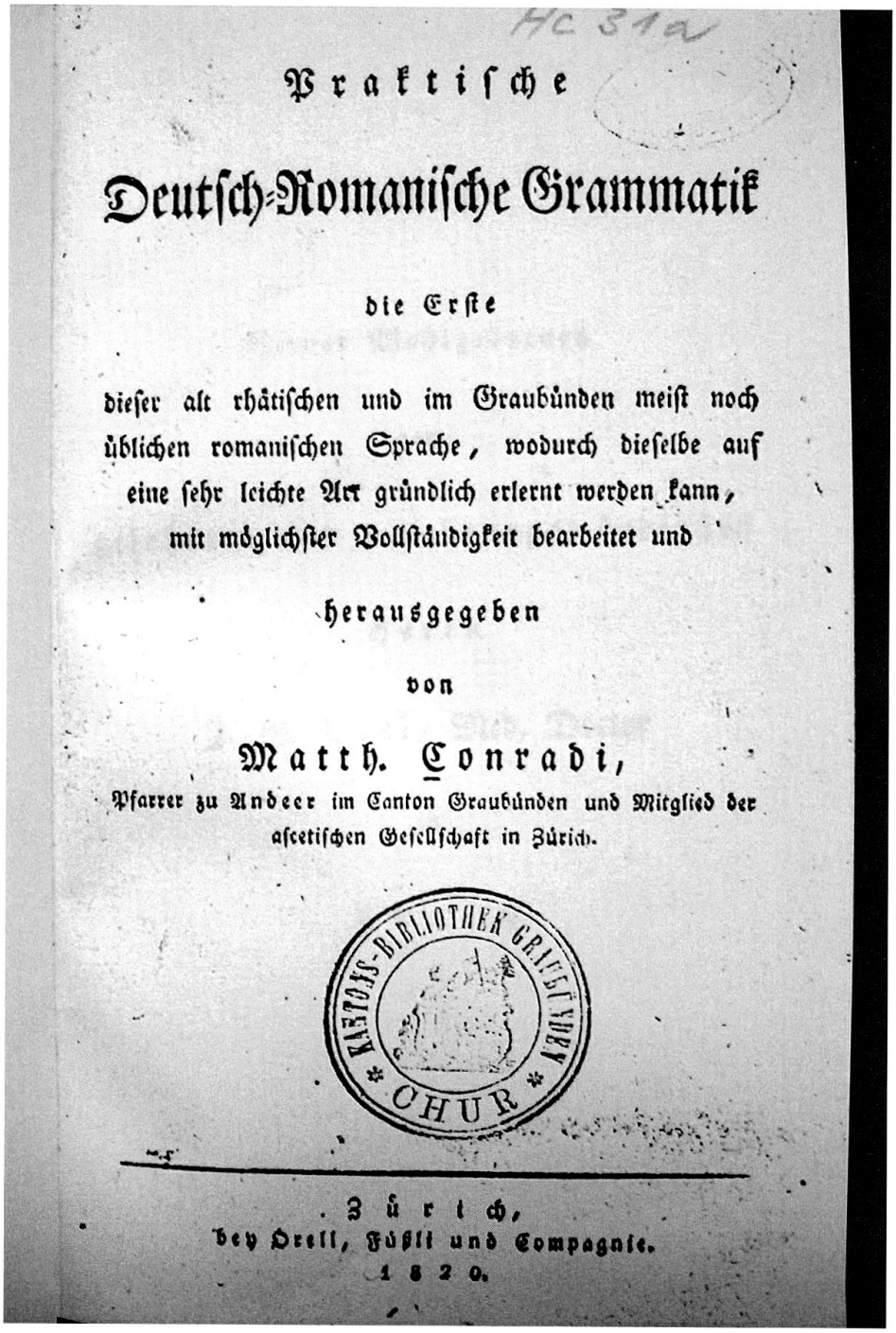
*) Planta's Geschichte der romanschen Sprache.

**) Diese vollständig ausgearbeitete rhätisch-romanische Sprachlehre ist noch nicht gedruckt. Vielleicht nach wenigen Jahrhunderten ist diese alte Sprache ganz erloschen, und ein Manuscript, wie das der Conradischen Grammatik, dürfte dann mit Gold aufgewogen werden, und zu spät gesucht seyn.

Erste Seite aus dem 1805 erschienenen Artikel «Die rhäto-hetruskische Sprache» von Placidus a Spescha. (Bild KB GR)

grenzt. Daher wäre die rätoromanische Sprache eine würdige, starke, genügend tragfähige Basis für eine rätoromanische nationale Identität.

Spescha schreibt viel, veröffentlicht aber wenig. 1805 publiziert er (übrigens anonym) einen kurzen Artikel über «die rhäto-hetruskische Sprache».[13] Ursprünglich hat er diesen Text verfasst, sagt er, «als Einleitung zur rhäto-romanischen Sprachlehre meines Freundes, des Hrn. Pf. Conradi»[14] (S. 24).



Praktische

Deutsch-Romanische Grammatik

die Erste

dieser alt rhätischen und im Graubünden meist noch üblichen romanischen Sprache, wodurch dieselbe auf eine sehr leichte Art gründlich erlernt werden kann, mit möglichster Vollständigkeit bearbeitet und

herausgegeben

von

Matth. Conradi,

Pfarrer zu Andeer im Canton Graubünden und Mitglied der ascetischen Gesellschaft in Zürich.

KANTONS-BIBLIOTHEK GRAUBÜNDEN CHUR

Zürich,
bey Orell, Füßli und Compagnie.
1820.

Titelseite von Matth. (Mattli) Conradis «Praktische Deutsch-Romanische Grammatik». Das Werk erschien 1820. (Bild KB GR)

Spescha schlägt einen pessimistischen Ton an, freilich nicht so pessimistisch wie andere, die den bevorstehenden Untergang verschiedener Kleinsprachen voraussagten: «Vielleicht nach wenigen Jahrhunderten ist diese alte Sprache ganz erloschen ...» (S. 24 n.). Er greift den Begriff des bevorstehenden Absterbens der gefährdeten Sprache auf, um das Interesse und die Sympathie der Gelehrten zu erwecken, verschiebt aber dieses unerwünschte Ereignis auf die kommenden Jahrhunderte.

Die Idee des bevorstehenden Absterbens der Kleinsprachen Europas war Gemeingut geworden. Wir werden sie auch bei Humboldt finden. Diejenigen, die sich mit den Kleinsprachen *anderer* befassten, zweifelten nicht daran, dass solche Sprachen im neuen Europa nicht überleben würden. Eloi Johanneau, der Sekretär der von Napoleon eben gegründeten Académie celtique, sagte seinen Kollegen programmatisch:

> «Notre but doit être ... de donner des dictionnaires et des grammaires de tous ces dialectes, qu'il faut se hâter d'inventorier avant leur destruction totale ...»[15]
> [Unser Ziel muss es sein ... Wörterbücher und Grammatiken für alle diese Dialekte zu erstellen, die man vor ihrer endgültigen Zerstörung schnell dokumentieren müsste.]

Die Gelehrten der damaligen Zeit, die sich mit diesen Randsprachen befassten, hatten es eilig, da sie glaubten, diese Sprachen würden bald absterben. Zu dieser Zeit hatten aber gewisse Randsprachen wie das Irische Millionen von Sprechern, und andere solche Sprachen gediehen immer noch auf ihren Territorien. Doch man glaubte einfach an den Fortschritt und vermutete, die revolutionären Änderungen am Markt der Sprachen würden das Ende aller Kleinsprachen mit sich bringen. Das Pathos der sterbenden Kleinsprache wurde schnell zu einem Gemeinplatz in der sprachwissenschaftlichen Literatur.
Spescha machte sich Plantas Theorie des etruskischen Ursprungs der Räter und ihrer Sprache zu eigen. Diese Etrusker, schreibt er, wurden aus ihrer Heimat in Norditalien von den Galliern vertrieben. Sie flohen «vor der gallischen Sklaverei» (S. 25) in die Alpen, wo sie sich niederliessen. Im Laufe der Jahrhunderte sind diese vertriebenen Etrusker zu richtigen Bergbewohnern geworden. Ihre Sprache unterlag dem Einfluss des Klimas – ein wichtiger Begriff für Sprachgelehrte seit dem 16. Jahrhundert. Wenn das Rätoromanische «rau» ist, ist nämlich die dünne, frische Luft der Alpen schuld:

> «Allerdings hat es hohe Wahrscheinlichkeit, daß mit der Zeit auch die Sprache auch ein wenig ausgeartet sein mag. Die Red-Organe der Gebürgsvölker sind härter, ungeschmeidiger, und besonders ihre Aussprache der Gutturalbuchstaben ist von besonderer Rauhigkeit.» (S. 26)

Mit Bezug auf Livius' Bemerkungen über die Räter widerlegt er aber die Meinung, «die Alpenbewohner hätten die Reinheit der Sprache des alten Latiums eingebüßt. Nein, es ist vielmehr leichter zu erweisen, daß sie deren ursprüngliche Beschaffenheit treuer bewahrten, als die Römer die ihrige.» (S. 26)
Dadurch, «daß der hetruskische Dialekt wohl nie ganz der Dialekt Roms gewesen, daß die ursprüngliche hetruskische oder tyrrhenische Zunge durch die späteren Vermischungen der norditalienischen Völkerschaften mit den Kolonien der Gallier um vieles verwandelt werden mußte», wäre es unberechtigt, über «die Verartung der alten hetruskischen Sprache in den rhätischen Thälern» zu sprechen. Die vertriebenen Etrusker, alias Räter, hatten also die Reinheit der etruskischen Sprache allein konserviert. Das Rätoromanische ist nichts anders als der reine Rest der Sprache der Etrusker. Spescha behauptet:

> «daß ... wenn wir noch die reinsten Überbleibsel der uralten hetruskischen Zunge zur Erklärung mancher lateinischer Ausdrucke selbst, oder anderen Antiquitäten, aussuchen wollen, wir sie heutiges Tages nirgends, als in einigen Hochthälern Bündens finden werden, wo sie noch jetzt *lebende Sprache* ist.» (S. 27)

Dieses Wort «Überbleibsel» werden wir immer wieder in den Texten treffen. Man spricht von den Randsprachen als Überbleibsel, als Ruinen, als Überreste oder Fragmente der antiken Sprachen, obwohl sie immer noch «lebende Sprachen» sind. Sie haben eine ehrwürdige Vergangenheit, aber angeblich keine Zukunft.
Spescha erwähnt die späteren Eroberer des Alpenraumes, unter anderen die Römer. Trotzdem, schreibt er,

> «überließen doch die Sieger den Überwundenen gerne jene wilden Einsamkeiten, ohne daselbst Pflanzstätte anzulegen. Alle diese siegenden Nationen kamen aus mildern Himmelsstrichen und fruchtbarern Ländern. Sie erschraken mehr über die Rauhheit dieser Bergthäler und deren wilde Bewohner, als daß sie dieselben um ihr einfaches Glück und ihre durch Armuth beschirmte Freiheit beneidet hätten.» (S. 27)

Der Gemeinplatz der rauen aber freien Bergbewohner wird also nochmals eingesetzt, wie bei MacPherson oder Planta. Spescha

will betonen, dass die rätische Sprache wegen ihrer langen Isoliertheit dieselbe uralte etruskische geblieben ist:

> «Unvermischt, wie das Volk, erhielt sich auch dessen Sprache ... Unbekannt mit den Fortschritten der übrigen Welt in den Wissenschaften und Künsten, fremd mit den Erfindungen des Luxus und der wechselnden Moden, abgesondert von den Nachbarschaften durch Eis-, Schnee- und Felsgebürge, immerdar sich selbst überlassen, konnte sich die Masse der Ideen dieses Volkes nicht erweitern; folglich waren auch keine neue Bezeichnungen von Begriffen nöthig. Die rhätisch-romanische Sprache ist daher auch noch heut zu Tage sehr wortarm ...» (S. 27 u.f.)

Isolierte Sprachen sind ebenso arm wie ihre Sprecher, aber gerade ihre Isoliertheit schützt sie vor Änderungen. Das war schon eine Behauptung bei Planta.
Jetzt kommt Spescha zu den Idiomen des Rätoromanischen (er scheint diesen Namen ipso facto erfunden zu haben; Conradi und spätere Wissenschaftler werden seiner Terminologie folgen). Er präzisiert seine Begriffe folgendermassen:

> «Die rhätische Sprache theilt sich in Ansehung ihrer Hauptdialekte in den romanischen und ladinischen.» (S. 29)

Der Oberländer Spescha kann hier der Versuchung nicht widerstehen, etwas Propaganda für sein eigenes Idiom zu machen. Das surselvische Idiom, das er ohne weiteres als «romanisch» bezeichnet, präsentiert er als die wahre uralte etruskische Sprache, im Gegenteil zum Ladin:

> «Der ladinische Dialekt nähert sich weit mehr dem Neu-Italienischen, als der romanischen ... Dieser surselvische Dialekt der romanischen Sprache ist allem Vermuthen nach der reinste und ächteste; der treue Nachbleibsel der hetruskischen Sprache.» (S. 29)

Hierin folgt er zum Teil Planta; aber der Engadiner Planta hatte das Surselvische als rau und ungebildet betrachtet, im Vergleich mit dem Ladin, der dem verfeinernden Einfluss des Lateins ausgesetzt war.

Spescha verweist vage auf die Existenz uralter Manuskripte in rätoromanischer Sprache in Paris, Rom und Verona. Er unterstreicht aber auch, dass sich die meisten Manuskripte bis zum katastrophalen Brand im Jahre 1799 in seinem Kloster befunden hätten und dabei «gingen sie auch sämmtlich zu Grunde, oder wurden entwendet, und bleiben wahrscheinlich für die Nachwelt verloren.» (S. 33)
Wie James MacPherson bezüglich seines Ossians, muss Spescha seine uralte Sprache auf verschwundenen Manuskripten begründen! Bei der Kontroverse in England im späteren 18. Jahrhundert ging es um die Existenz von Manuskripten, die allein die Echtheit oder Verfälschung der Produktionen MacPhersons beweisen sollten. Die Gelehrten dieser Zeit waren mit dem Begriff der mündlichen Überlieferung noch kaum vertraut. Sie konnten nicht glauben, dass eine Sprache und eine Literatur existieren und gedeihen konnten, ohne niedergeschrieben worden zu sein. Die Existenz von Manuskripten war der einzige akzeptierte Beweis, dass eine literarische Tradition in einer Sprache seit Jahrhunderten existierte.
Schliesslich behauptet Spescha, «daß das Romanische dem Altbrittanischen, Altfranzösischen, Portugiesischen, und vorzüglich dem Spanischen in der Mundart der Catalonier und der Basken nähert. Mit der nächstgelegenen cisalpinischen» sei es auch verwandt, ferner mit «der Grednerischen Mundart im Tyrol» (S. 32 u. f.)
Heisst «Altbrittanisch» Wallisisch? Dann wäre das Rätoromanische mit den keltischen Sprachen verwandt, wie Planta gerade erwähnt hatte, indem er sagte, die eingewanderten Räter hätten ein keltisches Sprachelement von den Ureinwohnern angenommen. Altfranzösisch, Portugiesisch und Spanisch hätte man eher erwartet, Katalonisch auch. Die alpinen Dialekte des Italienischen und das Ladin des Grödnertals im Tirol hatte Spescha durch eigene Erfahrung kennen gelernt. Sowohl der Kontakt mit den Tirolern als auch das Auffinden von rätoromanisch klingenden Ortsnamen in Österreich hat Spescha zweifellos fasziniert. Diese Erfahrungen seien alle Beweise dafür, dass seine rätoromanische Nation einst ein grosses, weit ausgedehntes Volk im Alpenraum gewesen sei.
Was meint er aber mit dem Hinweis auf die Basken? Vermutlich weiss er, dass die Basken eine eigene (sehr eigenartige) Sprache haben und zu seiner Zeit kaum Spanisch sprachen. Deutet er auf eine Verwandtschaft des Rätoromanischen mit dieser Sprache hin? In beiden Fällen geht es ja um isolierte Bergbewohner!

Oder ist er konfus und meint einfach, dass das Baskische eine Mundart des Spanischen sei? Aber die Erwähnung der Basken bringt uns zu Wilhelm von Humboldt.

Was Wilhelm von Humboldt am Rätoromanischen interessierte

Wilhelm von Humboldt (1767–1835) ist eine janusköpfige Figur in der Geschichte der Sprachwissenschaft. Zum einem gehört er der Generation von Schlegel, Grimm und Bopp an und fördert ihre bahnbrechenden Arbeiten über das Indogermanische. Zum anderen gehört er immer noch der Aufklärung des ausgehenden 18. Jahrhunderts und ihrer sprachwissenschaftlichen Tradition an, die sich mit enzyklopädischem Wissen über die Sprachen der Erde befasst, in der Hoffnung, dass sich daraus die Ursprache der Menschheit erschliessen wird. Diese Tradition spiegelt sich im grossen Unternehmen *Mithridates*, einer Enzyklopädie der Sprachen, die K. Adelung und J.S. Vater beginnend im Jahr 1806 herausgaben, worin das Vaterunser in jeder Sprache angegeben wurde.[16] (Diese Autoren wussten unter anderen vom Rätoromanischen.) Auch Humboldt war in diesem Sinne ein Universalgelehrter. Seine sprachwissenschaftlichen Interessen gingen weit über den Problemkreis der frühen Indogermanisten hinaus. Er suchte eine allgemeine Sprachtypologie, wonach er alle Sprachen der Erde charakterisieren könnte. Er war von «exotischen» Sprachen lebenslang fasziniert, und studierte neben Chinesisch die Kawi-Sprache (d.h. das Malaiische) und die Sprache der Südsee-Inseln.

Das Baskische interessierte auch Humboldt – wie viele andere Sprachgelehrte seiner Zeit. Das war eine Sprache, die für alle ein Rätsel war. Sie war keiner anderen Sprache ähnlich. Einige glaubten aber, sie sei mit den keltischen Sprachen verwandt; das hatte man im 18. Jahrhundert oft behauptet.

Humboldt war schon um 1800 nach Spanien gereist, um die baskische Sprache zu studieren. Er veröffentlichte aber wenig von seinen Studien: 1812 erschien eine *Ankündigung*[17] zu einem längeren Werk über das Baskische, 1817 erschien eine *Ergänzung*[18] zur Beschreibung des Baskischen im *Mithridates*. Die übrige Monographie blieb in Handschrift und wurde vom Autor nie veröffentlicht.

In der *Ankündigung* erörtert Humboldt Fragen wie den Ursprung der iberischen Völker,

Porträt von Wilhelm von Humboldt (1767–1835) nach einer Lithographie aus dem Jahre 1827. (aus: Herbert Scurla, Wilhelm von Humboldt, Werden und Wirken)

«deren Beantwortung nothwendig auch zugleich über die ursprüngliche Bevölkerung Frankreichs und eines Theils von Italien Licht verbreiten muss; die dunklen und noch immer nicht zur Genüge gelöste Aufgaben über den Celtischen Völkerstamm, seine Sitze, Wanderungen und Überbleibsel; die Verwandtschaft des Vaskischen mit dem Gälischen und sogenannten Kymrischen, und mehrere andere zweifelhafte Puncte die-

> ser Art sind mit der gegenwärtigen Untersuchung nahe verwandt ...» (S. 119)

Wie viele seiner Zeitgenossen vermutet auch Humboldt noch, das Baskische sei mit den keltischen Sprachen verwandt. Vielleicht waren Basken und Kelten und ihre Sprachen «Überbleibsel» der frühen Bevölkerung Europas, bevor das römische Reich gegründet wurde. Man wusste noch nicht, dass das Keltische indogermanisch ist, das Baskische aber nicht:

> «Das Vaskische ... ist für das Studium der Quellen de[s] Spanischen ein ... unentbehrliches Hülfsmittel ...» (S. 119)

Humboldt meint zwar nicht, das Baskische sei eine Mundart des Spanischen, aber er vermutet einen Einfluss des älteren Baskischen auf das Spanische, welches sich aus dem Latein der römischen Eroberer entwickelt hat. Von Substraten wird in der Sprachwissenschaft viel später im 19. Jahrhundert die Rede sein. In seiner Einleitung zum Werk «Die Vasken»[19] (um 1805 verfasst, zu Humboldts Lebzeiten unveröffentlicht), sagt er:

> «Auch in anderen Theilen Europens gibt es einzelne Völkerhaufen, die, durch den Drang gewaltsamer Revolution in einsame Bergthäler oder an dürre und unwirthbare Seeküsten zurückgetrieben, mit einem Trotz, den das Unglück ehrwürdig macht, ihre väterliche Sprache und Sitten aus dem Strome der allgemeinen Verwüstung gerettet haben, und nun theils aus Gewohnheit, theils aus edlerem Nationalstolz jedes Zusammenschmelzen mit ihren fremden Nachbarn hartnäckig verweigern.» (S. 419 f.)

Die wilden, einsamen, aber traditionstreuen Bergbewohner Plantas und Speschas melden sich wieder. Es wird wenigstens jetzt eingeräumt, ihr sprachlicher Konservativismus sei nicht einfach aus Trägheit und Langsamkeit, sondern auch aus «Nationalstolz» zu erklären. Humboldt erwähnt auch andere Kleinsprachen in Europa als Vergleiche mit dem Baskischen:

> «So stehen, und einige unter ihnen vielleicht nicht mehr auf lange Zeit, die Nieder-Bretagner in Frankreich, in England ihre Brüder, die Bewohner von Wales, in Schottland die Hochländer, in Süd- und Nord-Deutsch-

> land die einzelnen zerstreuten Wendischen Völkerschaften ... gleichsam als lebendige Ruinen von ebenso viel ehemals mächtigen und weitverbreiteten Nationen da.»

Humboldt zählt die gefährdeten Randsprachen auf, vor allem die keltischen; das Irische erwähnt er nicht, vermutlich weil das Irische damals wirklich nicht gefährdet war. «Lebendige Ruinen (einer) ehemals mächtigen und weitverbreiteten Nation»: Das ist eine Bezeichnung, die Spescha für seine etruskischen Oberländer vermutlich nicht ablehnen würde.
Adel und Volk im Baskenland sind einander fast demokratisch nah, kommentiert Humboldt, und jetzt kommen wir den Alpen langsam näher:

> «Hierin kann man nur die kleinen Cantons der Schweiz mit ihnen in Vergleichung stellen, denen aber ihre politische Unabhängigkeit eine andere äussere und ihre geringere Absonderung, da sie keinen besonderen Völkerstamm ausmachten, auch eine andere innere Lage gab.» (S. 426)

Man sieht hier, dass Humboldt noch wenig von den Rätoromanen weiss, sonst hätte er sie erwähnt. Von der baskischen Sprache sagt er weiter:

> «schon jetzt muss dieselbe, von allen Seiten verfolgt, und am stiefmütterlichsten gerade von dem aufgeklärtesten Theile der Nation behandelt, von Jahrzehend zu Jahrzehend tiefer in das Gebirg zurückweichen, und es ist vorauszusehen, dass ihr Verfall von nun an einen noch mehr beschleunigenden Gang nehmen wird» (S. 422)

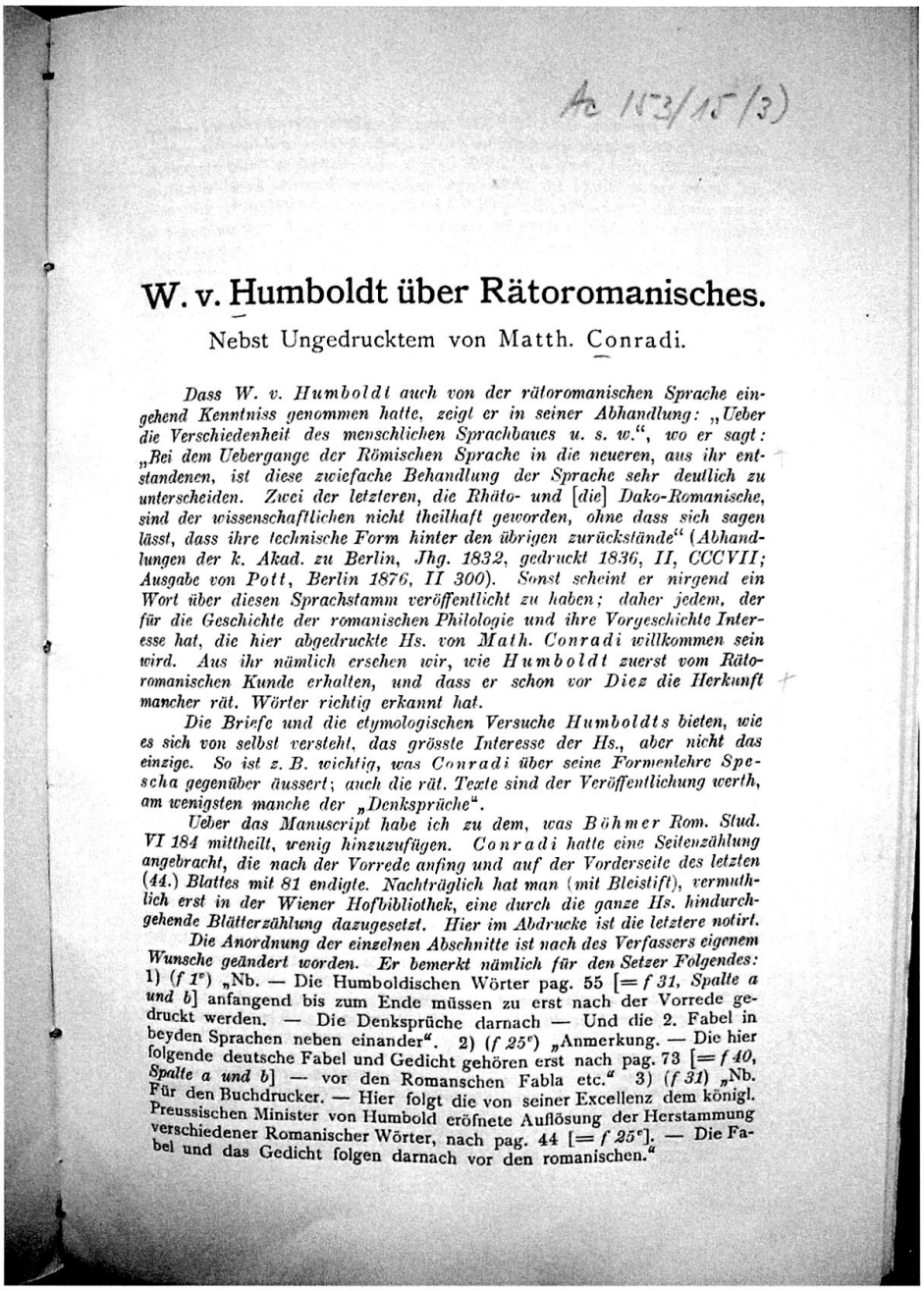
Er äussert sich pessimistisch über ihre Zukunft:

> «In weniger als einem Jahrhundert wird vielleicht das Vaskische aus der Reihe der lebendigen Sprachen verschwunden seyn, und sogar in neuern Zeiten gibt es ähnliche Erscheinungen.» (S. 423)

Diese ähnlichen Erscheinungen sind ihm wohl bekannt. Er gibt Beispiele des Untergangs von Sprachen, zum Beispiel das «Cornwallische» in England. Dem Untergang der Kleinsprachen sieht er «wehmüthig» entgegen:

> «Selbst wenn eine Sprache, noch durch keine Literatur verfeinert, nur der reine Ausdruck der Denkart eines rohen Volkes ist, bleibt ihr Verlust keineswegs gleichgültig ... Gerade dadurch, dass die Vaskische Sprache Volkssprache ist, und dass man in den Vasken mehr gesunde Richtigkeit des Urtheils, als wissenschaftliche Bildung, mehr natürlich warmes und lebendiges Gefühl, als verfeinerte Empfindsamkeit suchen muss, flösst diese Sprache und diese Nation ein noch lebendigeres Interesse ein.» (S. 424)

Er redet über die Basken wie Joseph Planta über die Rätoromanen. Die Bildersprache in beiden Fällen ist auffallend ähnlich. Die Erklärung dieser Ähnlichkeit ist, dass sie aus der gleichen Quelle schöpfen, aus dem gleichen Gemeinplatz des ungebildeten, rauen, doch herzlichen und gesunden Bergbewohners. Es ist ziemlich klar, dass Wilhelm von Humboldt von der sozialen und politischen Lage des Rätoromanischen wenig wusste, als er von Conradis Arbeit erfuhr und Auskünfte über das Rätoromanische verlangte. Vermutlich hoffte er, eine uralte Sprache in den Alpen zu entdecken, wie das Baskische in den Pyrenäen.
Humboldt war damals preussischer Gesandter in Rom. Er schrieb Conradi und fragte ihn, ob er die Wörter im Rätoromanischen auflisten könnte, deren Etymologie er nicht weiss. Conradi lieferte die Information. Humboldt reagierte auf Conradis Informationen erst ein paar Jahre später. Die Wortliste, die er mit Etymologien versehen hat, zeigt deutlich, dass das Rätoromanische eine vom Latein abstammende romanische Sprache ist (ausser einem Wort, *crap*, wobei Humboldt das Keltische zitiert). Als er Conradis Wortliste untersuchte, erkannte Humboldt zweifellos sofort, dass es sich hier um eine normale, wenn auch etwas archaische romanische Sprache handelte. Humboldt war ja ein fähiger «praktischer Linguist».[20] Deswegen – vermute ich – verfolgte er die Spur nicht weiter.
Von da an ging es um die «Entzauberung» des Rätoromanischen. Hier in den hohen Alpen war kein Rest des Ursprungs der Sprachen, sondern eine ziemlich isolierte romanische Mundart oder Gruppe von Mundarten, die wie alle anderen vom Vulgärlatein abstammte. Conradi hatte vor, diese Liste sowieso mit Humboldts Anmerkungen als Buch zu veröffentlichen.[21] Aus Conradis Vorrede zu diesem Buch erfahren wir den geschichtlichen Hintergrund, der zu seiner sprachwissenschaftlichen Arbeit und seinem Kontakt mit Humboldt geführt hat:



Ac 153/15/3)

W. v. Humboldt über Rätoromanisches.

Nebst Ungedrucktem von Matth. Conradi.

Dass W. v. Humboldt auch von der rätoromanischen Sprache eingehend Kenntniss genommen hatte, zeigt er in seiner Abhandlung: „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues u. s. w.", wo er sagt: „Bei dem Uebergange der Römischen Sprache in die neueren, aus ihr entstandenen, ist diese zwiefache Behandlung der Sprache sehr deutlich zu unterscheiden. Zwei der letzteren, die Rhäto- und [die] Dako-Romanische, sind der wissenschaftlichen nicht theilhaft geworden, ohne dass sich sagen lässt, dass ihre technische Form hinter den übrigen zurückstände" (Abhandlungen der k. Akad. zu Berlin, Jhg. 1832, gedruckt 1836, II, CCCVII; Ausgabe von Pott, Berlin 1876, II 300). Sonst scheint er nirgend ein Wort über diesen Sprachstamm veröffentlicht zu haben; daher jedem, der für die Geschichte der romanischen Philologie und ihre Vorgeschichte Interesse hat, die hier abgedruckte Hs. von Math. Conradi willkommen sein wird. Aus ihr nämlich ersehen wir, wie Humboldt zuerst vom Rätoromanischen Kunde erhalten, und dass er schon vor Diez die Herkunft mancher rät. Wörter richtig erkannt hat.

Die Briefe und die etymologischen Versuche Humboldts bieten, wie es sich von selbst versteht, das grösste Interesse der Hs., aber nicht das einzige. So ist z. B. wichtig, was Conradi über seine Formenlehre Spescha gegenüber äussert; auch die rät. Texte sind der Veröffentlichung werth, am wenigsten manche der „Denksprüche".

Ueber das Manuscript habe ich zu dem, was Böhmer Rom. Stud. VI 184 mittheilt, wenig hinzuzufügen. Conradi hatte eine Seitenzählung angebracht, die nach der Vorrede anfing und auf der Vorderseite des letzten (44.) Blattes mit 81 endigte. Nachträglich hat man (mit Bleistift), vermuthlich erst in der Wiener Hofbibliothek, eine durch die ganze Hs. hindurchgehende Blätterzählung dazugesetzt. Hier im Abdrucke ist die letztere notirt.

Die Anordnung der einzelnen Abschnitte ist nach des Verfassers eigenem Wunsche geändert worden. Er bemerkt nämlich für den Setzer Folgendes: 1) (*f 1*[e]) „Nb. — Die Humboldischen Wörter pag. 55 [= *f 31, Spalte a und b*] anfangend bis zum Ende müssen zu erst nach der Vorrede gedruckt werden. — Die Denksprüche darnach — Und die 2. Fabel in beyden Sprachen neben einander". 2) (*f 25*[e]) „Anmerkung. — Die hier folgende deutsche Fabel und Gedicht gehören erst nach pag. 73 [= *f 40, Spalte a und b*] — vor den Romanschen Fabla etc." 3) (*f 31*) „Nb. Für den Buchdrucker. — Hier folgt die von seiner Excellenz dem königl. Preussischen Minister von Humbold eröfnete Auflösung der Herstammung verschiedener Romanischer Wörter, nach pag. 44 [= *f 25*[e]]. — Die Fabel und das Gedicht folgen darnach vor den romanischen."

Auszüge aus ungedruckten Schriften von Mattli Conradi und Kommentaren von Wilhelm von Humboldt über das Rätoromanische erschienen 1885 unter dem Titel «W. v. Humboldt über Rätoromanisches, nebst Ungedrucktem von Matth. Conradi» in den «Romanischen Studien». (Bild KB GR)

«Die Veranlassung zur Herausgabe dieses kleinen, aber für die gelehrten Sprachforscher wichtigen Werks ist folgende: Als ich 1799 im Juni nebst vielen vornehmen Herren und dreyzehn ehrwürdigen Geistlichen bey den damahligen Verwirrungen und Revolutionen, die die Franzosen, und Kaiserlichen hier angestellt, (als Gegengeißel der Deportirten in Frankreich) nach Insbruck und Grätz auch relegirt war, (wo wir ziemlich gut traktirt wurden) dachte ich bey langweiliger Muße an den gelehrten Geographist Herrn Büsching von Berlin wo ich

anno 1773 war, und vieles mit einander über unsre Romanische Sprache redeten, davonn ich bereits in der Vorrede meiner Deutsch-Romanischen Grammatik 1820 geschrieben, folgender maßen: ‹Hier in Insbruck (wo wir 15. , und in Grätz 5. Monate waren,) [hatte ich] Gelegenheit, eine deutsch-romanische Grammatik zu schreiben. In zwey Monathen war ich damit fertig, wie sie hernach erschien. Ich zeigte sie meinem Mitdeportirten H. Placidus Spescha von Tenus; nach der Lesung derselben gratulirte er mir zwar, doch sagte er mir: Ich hätte einen beßern Dialect in unsere corrumpirte romanische Sprache einführen sollen. Ich erwiderte ihm, Nein! Ich schrieb sie nach dem Dialekt unsrer Romanischen Bibel. Wenn man aber eine solche beßre Einführung unserer Sprache übernehmen wolle, so müßte dazu ein besonders Werk geschrieben werden. So recht! erwiderte er mir.› »

In diesem ökumenischen Kontext bezieht sich der Reformierte auf die Bibel in der Volkssprache als natürliche Sprachnorm, etwas, woran der Katholik offensichtlich kaum gedacht hat. Conradi erzählt weiter:

«Als ich 1801. wieder nach Hause kam, hatte ich mit dem gelehrten Theolog, und Dichter H. Carl Graß aus Curland, der sich vorher einige Jahre hier in Bünden aufhielt, wieder unsern freundschaftlichen Umgang; ich zeigte dann mein Manuscript der Sprachlehre. Er ging hernach nach Rom, und erzählte dem berühmten königlich-Preußischen Gesandten Baron von W. Humbold daselbst von meiner Grammatik. Also gleich schrieb mir dieser Herr: Ich möchte ihm ein Exemplar von dieser Sprachlehre, wann sie gedruckt wäre, hineinschicken – wo nicht, aber eine Beschreibung von dieser alt romanischen Sprache ihm hereinsenden. Ich that letzteres, weil jene Grammatik noch ungepreßt war; darauf schrieb er mir d. 3. 7br: 1803. unter anderem folgendes:

‹Sie würden mir einen erstaunlichen Gefallen erzeigen, wenn sie mir so bald Sie könnten ein möglichst vollständiges Verzeichnis derjenigen Wörter überschicken wollten, die Ihnen von unbekannter Abstammung scheinen› – und ersuchte mich inständig: Ich möchte die

Mühe über mich nehmen, auch ein dictionnair über die romanische Sprache, das sehr intereßant wäre, zu verfertigen.

Ich that nun beydes. Zu Rücksicht des Erstern sandte ich ihm einige hundert jener Wörter. Im Jahr 1808. d. 22. April schrieb Er mir folgenden Brief:

‹Euer Hochwürden
Erinnern sich vielleicht kaum noch, daß sie die Güte hatten, mir im Januar 1804. ein Verzeichnis solcher romanischen Wörter mitzutheilen, deren Abstammung Ihnen nicht so gleich klar gewesen war. Ich hatte mich damals unmittelbar mit Untersuchung derselbigen beschäftigt, und die Bemerkung gemacht, die sie unter der Beylage A finden werden. Ich wollte dieselben noch einmal bey größerer Muße durchgehen, bin aber nur bis auf die Hälfte eben in diese Arbeit gekommen, wie Sie aus der Beylage B sehen werden. Da ich indeß nicht hofen kann, jetzt sobald wieder Zeit zu einer solchen Beschäftigung zu finden, und sich mir jetzt eine gute Gelegenheit darbietet, Ihnen beyde Aufsätze wenigstens ein gutes Stück des Weges kostenfrey zukommen zu laßen, so habe gut zu thun geglaubt, sie Ihnen zu übersenden. Beurtheilen Sie dieselben mit Nachsicht, nehmen Sie sie als einen schwachen Beweis meiner Dankbarkeit für Ihre Güte, und meines Antheils an ihren Studien an, und erhalten Sie mir Ihr gütiges Andenken. Mit dieser Bitte habe ich die Ehre mit der aufrichtigen Hochachtung zu verharren
Euer Hochwürden
ergebenster Humboldt.
Von den beyden Aufsätzen ersuche ich Sie, jeden beliebigen Gebrauch zu machen.›

Als ich 1814, da H. von Humboldt in Wien als preußischer Gesandter bey dem damaligen allgemeinen Congreß war, durch einen Brief mit Ihrer Weisheit H. Landspräsident und Landammann Vincenz von Salis, der auch im Nammen Bündnis zu dem Congreß deputirt war[, fragte]: Ob er mir erlaube: die Dedication meines romanisch-deutschen, und deutsch-romanischen Wörterbuchs ihm zu widmen, erwiderte er mir also:

‹Euer Wohlgeboren
sage ich für das gütige Anbieten, mir das von Ihnen verfaßte Werk des Wörterbuchs zueignen zu wollen, den herzlichsten Dank, und nehme dasselbe als einen höchst schmeichelhaften Beweis des besonderen Zutrauens an, das Sie in das Intereße legen, welches ich von jeher in diesem Zweige der Wissenschaften genommen habe.
Ich sehe den Druck dieses Werks in Verbindung mit der Grammatik und Geschichte der romanschen Sprache von Herrn Landamman von Salis mit großer Erwartung entgegen, und freue mich umso mehr, daß es Ihrem Eifer und unermüdeten Fleiße gelang, selbst in einer Zeit, wo alle Kräfte auf die großen politischen Ereignisse hingelenkt werden mußten, sich fortwährend mit einem Gegenstande zu beschäftigen, dessen Bearbeitung die ungestörte Ruhe verlangt. Empfangen Euer Wohlgeboren die Versicherung meiner ausgezeichnetesten Hochachtung
Humboldt
Wien am 22ten November 1814.›

Im Jahr 1823. d. 30. 7br: schrieb er mir nach Empfang der gedruckten Grammatik und Wörterbuch unter anderm:

‹Es ist mit dem Wörterbuch und Grammatik Euer Hochwürden einem wahren Bedürfnis abgeholfen, indem es erst durch diese wichtige Werke klar werden kann, welchen Weg man eigentlich der romanischen Sprache anweisen muß, und inwiefern sie wirklich alte, und ihre eigne Wurzelworte besitzt. Das genaue Studium dieser Sprache kann über die Ursprünge mehrer neuen Sprachen sehr merkwürdige Aufschlüsse gewähren: Laßen sich E. Hochehrwürden also ja nicht die allerdings sauren Mühe verdrießen, dieser Arbeit viele Zeit gewidmet zu haben. Sie können gewiß auf den Dank aller Sprachforschern rechnen, und die Überzeugung haben, daß dadurch die ächte Wißenschaft wahrhaftig gefördert worden ist.›

Man sieht aus diesen Äußerungen, und besonders aus der Erklärung der romanischen Wörter, welch' überaus

> große Kenntniß so vielerley Sprachen dieser weltberühmte Sprachforscher besitze; darum ist es kein Wunder, daß so viele Gelehrte, die von diesen Erklärungen zum Theil gehört, z.B. HE. Klaproth, und HE. Hauptmann von Salis Marschlins in Paris, und zum Theil selbst gelesen, wie der gelehrte Schriftsteller über die Schweiz Herr Doctor Ebel schriftlich verlangt: Ich möchte diese v. Humboldische Aufklärung in Druck ausgehen lassen, welches anmit geschieht samt einigen Denksprüchen, u. Fabel und Gedicht, aus welchen man deutlich sieht, mit [wie] vielen Sprachen die Bündner romansche übereinstimmen. – Noch eine besondere Bemerkung bey diesem Anlaß: Vor einiger Zeit sagte mir HE. Regents Purtscher Lehrer im bischoflichen Seminario zu Chur: Er habe in einem Buch von einem italienischen Gelehrten gelesen: ‹daß die romanische Sprache in Rhätien nicht die Tochter der Lateinischen, sondern die Mutter dieser sey›. Mit welchen Beweisen der Autor diese Behauptung darstellt, ist mir unbekannt; indessen wäre sie etwas Seltenes, wann sie mit hinlänglichen Beweisgründen dargethan wird.»

Im Zitat des Regens des Churer Priesterseminars finden wir den Begriff Speschas, aber in italienischer Tracht, dass das Rätoromanische in Wirklichkeit etruskisch oder altitalisch sei und deswegen älter und «antiker» als das Latein, das am Anfang selber nur ein italischer Dialekt unter anderen war.
Der höfliche Briefwechsel mit Humboldt diente Conradi als Munition in seiner Kampagne, das Rätoromanische in der gelehrten Welt zu «verkaufen». Es ist verständlich, dass Conradi und seine Bündner Freunde den Namen des «weltberühmten Sprachforschers» für das noch wenig bekannte und weniger geschätzte Rätoromanische einsetzen wollten. Spescha wusste den Beitrag seines Weggefährten Conradi zu schätzen: Er hatte den Wert des Rätoromanischen auf dem Markt der Sprachen gesteigert; sowohl durch seine eigenen Bücher als auch durch sein Glück, den grossen Wilhelm von Humboldt für die Sprache der Alpenbewohner zu gewinnen. Spescha schreibt, in einem unveröffentlichten Zeugnis über Conradi:

> «Es war eine Zeit, wo man mit der romanischen Sprache handelte und verramschte, wie die Indianer mit ihren Landesprodukten; diese nemlich verkauften ihr Gold,

> Silber, Edelsteine und Perlen und europäische Galanteriewaaren oder vertauschten sie, so gut sie konnten, um solche ein. Beide Theile richteten ihr Augenmerk immer auf den Gebrauch und Nutzen der Waaren und nicht auf den Werth derselben, sonst würde dieser Handel schon längstens eingestellt worden sein. Herr Conradi war aber der Mann, der den Werth der Sprachen aufdecken wollte und doch den Sprachliebhabern die Wahl lassen, diesen Handel fortzusetzen oder ihn einzustellen, und handelte weise.»[22]

In seinem posthum erschienen Hauptwerk, *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues* erwähnt Humboldt noch einmal das Rätoromanische, sich die Bezeichnung Speschas und Conradis zu eigen machend:

> «Die Rhäto- und Dako-Romanische Sprache sind der wissenschaftlichen [Behandlung] nicht teilhaft geworden, ohne dass sich sagen läßt, dass ihre technische Form hinter den übrigen zurückstände.»[23]

Humboldt behauptet also, die romanischen Sprachen von Graubünden und Rumänien, obwohl von der neuen Sprachwissenschaft kaum noch erforscht und studiert, seien mit den anderen, bekannten Sprachen dieser Gruppe ebenbürtig und nicht etwa «Patois» oder Mischsprachen. Als Humboldt dieses Urteil verfasste, wurde das Rätoromanische von der neuen Romanistik allmählich entdeckt.

Von der Indogermanistik zur Romanistik

Wie wir gesehen haben, wurde die Sprachwissenschaft um die Jahrhundertwende immer noch vom Problem des Ursprungs der Sprache beherrscht. Aber das sollte nicht so lange bleiben. Es ergab sich ein Paradigmenwechsel in der Sprachwissenschaft. Es war die Epoche von Schlegel, Grimm und Bopp. Jetzt ging es um die Erforschung der indogermanischen Sprachen und ihrer Verwandtschaft untereinander. Die Verwandtschaft der grossen romanischen und germanischen Sprachen mit Sanskrit, Griechisch und Latein wurde festgestellt. Man glaubte immer noch, die Kleinsprachen Europas seien nicht (oder nicht ganz) indogermanisch. Das Keltische blieb bis in die 1830er-Jahre uner-

kannt; man vermutete, wie Humboldt zum Beispiel, es sei mit dem Baskischen verwandt. Wie Schleicher später zusammenfasste: «Man fand in [dem Keltischen] einen Hauptrest der Aboriginerbevölkerung Europas und hielt es sogar für verwandt mit dem Vaskischen.» [24]

Der Genfer Gelehrte Adolphe Pictet[25] bewies die indogermanische Abstammung des Keltischen. Er hatte aber ziemlich altmodische Ideen über die Stellung der keltischen Sprachen und ihre Beziehung zu andern, zum Beispiel zum Französischen:

> «L'ancienneté de ces idiomes ... le fait qu'ils renferment une partie des origines de la langue française ... tout se réunit pour réveiller l'intérêt sur ces curieux débris de la primitive Europe.» (S. vi)
> [Die Altertümlichkeit dieser Idiome ... die Tatsache, dass sie einen Teil des Ursprungs der französischen Sprache in sich bergen ... alles dient dazu, das Interesse für diese seltsamen Überbleibsel des primitiven Europas wieder zu erwecken.]

Pictets Entdeckung wurde von Franz Bopp (1791–1867)[26] bestätigt. Andererseits glaubte Bopp, dass die malaiopolynesischen Sprachen indogermanisch seien.[27] Humboldt hatte diese erforscht. Die Grenzen des Indogermanischen schwankten noch von Jahr zu Jahr. Die neu entdeckte Sprachgruppe war längst noch nicht mit einem anerkannten Volk, den «Indogermanen» oder den «Ariern» verbunden.

Mittlerweile erforschten andere die romanischen Sprachen auf einer systematischen Basis. Nach der Restaurierung in Frankreich wurde eine Änderung in der nationalen Sprachideologie spürbar. Unter der Revolution mit Grégoire und vor allem unter Napoleon hatte man auf einen keltischen Ursprung Frankreichs und auf keltische Einflüsse als differenzierende Merkmale des Französischen zurückgeschaut. Jetzt aber kam die romanische Forschung zum Vorschein, zuerst bei Raynouard. Dieser war schon während der Revolutionszeit eine bekannte literarische Figur, aber nach der Restaurierung wurde er sprachwissenschaftlich tätig, obwohl er mit der neuen Sprachwissenschaft der Deutschen wenig zu tun hatte. Er erforschte nicht nur das Französische, sondern auch das Provenzalische. Raynouard war selber Provenzalsprecher. Er glaubte, wie Planta, dass das Galloromanische, und darum auch das Provenzalische, die langue d'oc der Troubadours – also «älter» und «reiner» als das Französische

selber – der wirkliche Ursprung aller romanischen Sprachen der Neuzeit sei.[28] A.W. v. Schlegel interessierte sich auch für das Provenzalische und die Troubadours, aber in einem auf Französisch verfassten Aufsatz[29] lehnte er die Meinung Raynouards (und Plantas) ab, dass die romanischen Sprachen alle nicht direkt vom Latein, sondern vom Galloromanischen abgeleitet seien.

Das systematische vergleichende Studium der romanischen Sprachen setzte sich in Deutschland, im Zentrum der neuen Sprachwissenschaft, durch. Man sah ein, dass sie alle vom Lateinischen abgeleitet waren. Die deutschen Romanisten, sowohl Diefenbach als auch Diez, lehnten die frühere Auffassung ab, die romanischen Sprachen seien vom Galloromanischen abgeleitet. Beide sagten klar, diese Sprachen entstammten nach den lokalen Verhältnissen direkt vom Latein. Aber welcher Natur waren diese lokalen Verhältnisse? Die Frage blieb vorläufig offen.

Diefenbach, der in seinem Leben nicht nur Sprachstudien absolvierte, veröffentlichte im Jahre 1831 ein erstes Werk über die romanischen Sprachen.[30] Er hat wenig Information über die rätoromanische Sprache und bezieht sich auf Conradis Grammatik, um diese Sprache zu beschreiben. Er stellt mit seinem Zeitgenossen Hübner fest,

> «dass sie zwar rauher und bäuerischer Laute, als die feine toskanische Mundart, aber demungeachtet ihre Annehmlichkeiten habe. Ihr ganzer Laut zeigt die derbe, ungezierte, aber auch ungebildete Tochter einer schönen Mutter, dem rauher gewohnten Organe des Nordländers immer noch sanft erscheinend. Die gewaltige Natur ihrer Heimat spiegelt sich in den volltönenden Doppellauten, in der kräftigen, freilich auch harten Aussprache der Konsonanten.» (S. 42)

Also sind wir immer noch bei den rauen Bergbewohnern und beim Einfluss des alpinen Klimas auf die Sprache. Diefenbach nennt seine Quellen, Spescha und Conradi, auf indirekte Weise:

> «Unvergessen in seinem Volke bleibe der ehrwürdige Conradi, der so Viel für dessen Sprache that!» (S. 42)

Die Bemerkungen bezüglich des Etruskischen stammen direkt oder indirekt von Spescha. Es ist interessant, dass sich Diefenbach in seinem Bericht fast ganz auf das Surselvische bezieht; das

Ladin erwähnt er nur im Vorübergehen, und meint, es sei sehr italianisiert:

> «Das Rätoromanische (Romansch) in engerem Sinne hat zwar mehrlei Dialekte... Dagegen hat es eine mehrgeschiedene Nebensprache, die ladinische in der Engadina, die in dem Grade mit der italiänischen gemischt ist, als die romanische mit der teutschen, und ebenfalls geschrieben wird.» (S. 42)

Er meint, dass beide Idiome unter dem Einfluss ihrer jeweiligen Nachbarsprachen stehen: im Oberland ist es das Deutsche, im Engadin das Italienische. Er hat offensichtlich keine Quellen für das Ladin, er weiss nur, dass es «ebenfalls geschrieben wird.» Hier erwähnt er auch die Verwandtschaft mit dem «Furlano in Friaul» und mit den Dialekten gewisser «tyroler Thäler» (S. 42). Er reiht die romanischen Sprachen, darunter das Rätoromanische, unter die «japetischen» Sprachen ein, eine hypothetische Familie, die das Keltische und das Germanische einschliesst. Laut ihm ist Latein ursprünglich ein altgriechischer Dialekt, der Keltisches von den umliegenden Völkern in Italien aufgenommen hat (S. 10). Was die romanischen Sprachen betrifft, heisst es:

> «Was ich hierunter verstehe, sind solche von der lateinischen (römischen) Sprache abstammende Sprachen, welche heutzutage... in Briefen, Büchern, namentlich Religionsbüchern, in Predigten und meist auch vor Gericht gebraucht werden. Die rätoromanisch Sprache (in der Schweiz, hauptsächlich in Graubünden, aber zu einem weiterverbreiteten Stamme gehörig), wie die Dakoromanische, heißen beim Volke beide romanisch... Wollten wir bei den romanischen Sprachen, überhaupt die Qualität der Ähnlichkeit mit der lateinischen als Kriterion für ihre Würde, unter die Schriftsprachen aufgenommen zu werden, annehmen; so würden noch manche noch halb im Dunkel liegenden Volksdialekte den Vorrang vor den hier aufgeführten Sprachen erhalten, z.B. manche Arten des sog. Patois oder Roman in Frankreich und in der Schweiz.» (S. 21)

Er findet also Archaisches vor allem in den französischen und waadtländischen Patois, wie Grégoire und seine Korresponden-

ten übrigens, aber nicht Keltisch-Archaisches sondern einfach Latein, sprich Vulgärlatein. Er erklärt:

> «Für alle hier vorkommenden Sprachen gilt... dass ihr Ursprung nicht in der lateinischen Schriftsprache, sondern in den Volksdialekten (der Römer und Latier) zu suchen sei. So haben sich theilweise die ältesten Formen mehr in diesen Sprachen, als in der römischen Literarsprache, erhalten. Denn dass in jeder Sprache die Rede des Volkes alterthümliche Wörter und Formen am Treusten bewahrt, ist bekannt.» (S. 22)

Das ist noch ein ehrwürdiger Gemeinplatz in der Sprachwissenschaft seit der Renaissance, nämlich, dass die Volksdialekte archaischer und konservativer sind als die Sprache der Gebildeten in den Städten. Planta und andere benutzten diese Idee, um für die Antiquität des Rätoromanischen beziehungsweise der keltischen Sprachen zu argumentieren.
Über die rätoromanische Sprache hat Diefenbach Folgendes zu sagen:

> «Man hat meist von ihr behauptet, dass sie unter allen ihren Schwestern dem Lateinischen noch am ähnlichsten sei, ja dass selbst das Portrait, um den bekannten irish bull hier anzuwenden, dem Originale ähnlicher sei, als das Original selbst; indem sie noch die Sprache sei, aus der das Lateinische sich bildete, womit man die etruskische meinte. Da aber Letzteres nicht anzunehmen ist, so müssen wir sie als Romanzo mit den übrigen Romanzi vergleichen.» (S. 40)

Diefenbach ist also bereit anzunehmen, dass das Rätoromanische vom Latein, genauer gesagt, vom Vulgärlatein abgeleitet ist. Er lehnt die Hypothese des etruskischen Ursprungs mit einem irischen Witz ab. Das bedeutet vermutlich, dass besagte Hypothese laut ihm nicht ernst zu nehmen ist. Andererseits vertritt er die Meinung, wie eigentlich auch Planta, dass das Rätoromanische eine Abzweigung des Altfranzösischen (Planta sagte, des Galloromanischen) ist:

> «Im Vergleiche mit diesen, namentlich mit der neufranzösischen Sprache, hat sie zwar Manches unveränderter und unverschliffener erhalten, so wie sie es vor

> langen Jahrhunderten besass; aber diese erhaltenen Wörter und Formen stehen darum dem uns bekannten Lateinischen nicht so ganz nahe, weil sie schon in jener alten Zeit vergröbert und verändert waren, so wie im Altfranzösischen, vom dem es meiner Meinung nach ein Zweig ist.» (S. 40)

Er ist sich des Einflusses des benachbarten Deutschen auch ganz bewusst:

> «Zugleich mag denn auch die härtere Aussprache schon jener Zeit angehören, durch den Einfluss des Alemanischen unterstützt, von dem es auch die Rechtschreibung grösstentheils angenommen hat.» (S. 40)

Über das Rätoromanische bemerkt Diefenbach, «dass die Sprache weniger Partikeln aus dem Lateinischen hat, als ihre Schwestern» (S. 40). Er bespricht die Vermutung eines vorrömischen Ursprungs, wie etwa bei Planta und Spescha:

> «Man hat ... die Ansicht, dass diese Sprache noch die altetruskische sei, dadurch zu modificiren versucht, dass mehrfache spätere Einwanderungen aus Italien die Ähnlichkeit mit der lateinischen näher erhalten haben; dabei musste aber immer die Hypothese bleiben, dass das Etruskische die Stammsprache der lateinischen sei, weil der Wurzeln, die nicht aus dem Lateinischen und Germanischen sich erklären, nur wenige sind. Rätselhaft bleibt der Ursprung vieler unter den oben berührten nicht lateinischen Partikeln. Wir haben zwar in neuerer Zeit erfahren, dass der Ursprung der lateinischen Sprache nicht im Etruskischen zu suchen ist, kennen aber diese viel zu wenig, um zu wissen, ob solche Wörter Überbleibsel von ihr sind. Möglich war diess nach der Geschichte des rhätischen Volks, wenn dieses wirklich etruskischen und nicht keltischen (nichtetruskischen?) Stammes war; aber höchst auffallend wäre es demnach, wenn aus der Grundsprache grade die Partikeln geblieben wären.» (S. 41)

Diefenbach ist offenbar skeptisch bezüglich eines etruskischen Ursprungs des Rätoromanischen. Er gibt aber zu, dass man allzu wenig über das Etruskische und die Etrusker weiss. Zwar ist kei-

ne besondere Beziehung zum Latein in den Resten ihrer Sprache zu finden; aber waren sie mit den Kelten verwandt oder nicht? Und war das ursprüngliche «rhätische Volk» etruskischer oder keltischer Herkunft? Er lässt diese Frage offen. Seine Entscheidung bezüglich der rätoromanischen Sprache ist trotzdem klar:

> «Die ganze Art und Mischung der Sprache ist der in den übrigen romanischen Sprachen so konform und besonders der altfranzösischen so ähnlich, dass wir sie mit diesen Sprachen in eine Klasse setzen müssen.» (S. 41)

Die Entzauberung des Rätoromanischen ist somit besiegelt. Diefenbach fährt aber weiter:

> «Dass sie indess sehr frühe so war, wie sie jetzt ist, ist sehr zu vermuthen aus Zeugnissen glaubwürdiger Männer über leider nicht mehr vorhandene uralte Handschriften.» (S. 41)

Gemeint sind zweifellos die berühmten aus dem Kloster Disentis laut Spescha verschwundenen Manuskripte! Diefenbach ist Laienlinguist (er ist eigentlich Pfarrer von Beruf, wie Spescha und Conradi); bei Diez sind wir schon beim Berufsindogermanisten. Diez war Professor für romanische Sprachen an der Universität Bonn. Anscheinend hatte Goethe den jungen Gelehrten aufgefordert, sich diesem Studium zu widmen. Diez veröffentlichte sein vergleichendes Studium der romanischen Sprache,[31] das bald zum Standardwerk wurde. Im Gegensatz zu Diefenbach hatte er über das Rätoromanische jedoch wenig zu sagen, das er übrigens mit dem veralteten Namen «Churwälsch» bezeichnete. Von dieser churwälschen Sprache behauptet er:

> «Sie hat sich bis jetzt als Schriftsprache erhalten; allein ein so zufälliger Umstand darf dieser rohen, mit Neudeutsch seltsam gemischten Mundart nicht das Recht verschaffen, als unabhängige Schwester zwischen Provenzalisch und Italienisch dazustehen.» (Bd. I, S. 71).

Da Diez offenbar ausser anekdotischen Berichten über die Sprache nichts weiss, vermutet er, das Rätoromanische sei ein Kreol oder eine Mischsprache auf Deutsch und Italienisch gebaut. Die Aufnahme von deutschen Wörtern und Wendungen ins Rätoro-

manische hatte zu dieser vermutlich verbreiteten, aber oberflächlichen Meinung geführt.
In späteren Werken jedoch, wie Decurtins[32] bemerkt hat, änderte Diez seine Meinung über das Rätoromanische und erkannte dessen Wichtigkeit für die etymologische Forschung auf dem Gebiet der Romanistik. Andere Romanisten widmeten sich jetzt dem Studium des Rätoromanischen, unter anderen Hugo Schuchardt, der seine Habilitationsschrift über die Sprache schrieb. Schliesslich war das Rätoromanische sprachwissenschaftlich salonfähig geworden.
Das Rätoromanische war für die gelehrte Welt mitten im 19. Jahrhundert einfach eine romanische Sprache, mit anderen romanischen Sprachen wie Italienisch und Französisch nahe verwandt, und letztlich ein Teil des Indogermanischen. Surselvisch und Ladin waren nur differenzierte Dialekte, die sich wegen der geographischen Isoliertheit und den verschiedenen Einflüssen der Nachbarsprachen von einander allmählich differenziert hatten.
Dieser Prozess der Entzauberung der rätoromanischen Sprache hat sich auch mehr oder weniger bei den keltischen Sprachen widergespiegelt. Am Ende des 18. Jahrhunderts glaubten Gelehrte, diese Sprachen seien uralt, mit dem Baskischen und sogar mit den Indianersprachen Nordamerikas verwandt. Aber nach Pictet und Bopp reihte man sie ohne grosse Mühe in die indogermanische Sprachfamilie ein. Man kann sagen, die keltischen Sprachen verloren an Ansehen; ihr Stellenwert im «Markt» der Sprachen war nicht mehr so hoch. Wie beim Rätoromanischen wurden sie nicht mehr von Träumern und Visionären erforscht, sondern von Berufslinguisten, und zwar von Indogermanisten.
Das durch die Sprachwissenschaftler «entzauberte» Rätoromanisch war kaum stark und herrlich genug, um die Träume einer rätoromanischen Nation zu tragen. Die rätoromanische Sprache, Ausdruck des Volksgeistes (von Herder bis Humboldt hatte es so geheissen), musste unbedingt «uralt» und einzigartig sein. Von der Sprachwissenschaft her war nichts dergleichen mehr zu hoffen. Aber der Fall war noch nicht ganz entschieden.

Ascoli, Hirt und die Substrattheorie

Bis 1880 hatten die Junggrammatiker in Deutschland (Brugmann, Delbrück, Sievers u. a.) aus der Indogermanistik eine strenge Geisteswissenschaft gemacht. Die Sprachen leiteten sich

von den abstrakten Formeln der rekonstruierten indogermanischen Ursprache ab und änderten sich weiter im Laufe der Zeit nach eisernen Gesetzen und ausnahmslosen Regeln. Gewisse andere Sprachwissenschaftler meinten aber, die Abstammung der Sprachen könnte nicht so einfach sein. Wie und warum hatten sich die indogermanischen Sprachen so markant differenziert? Wieso gibt es deren so viele in den einzelnen Unterfamilien, zum Beispiel in der romanischen?

In Italien untersuchte Ascoli gerade die romanischen Sprachen und meinte, die Sprachenvielfalt auf dem Gebiet des einstigen römischen Reiches könnte nur auf Grund des Einflusses des jeweiligen Substrates (d.h. der Sprache und der Sprechweise der vorrömischen Bevölkerung) entstanden sein. Eine andere Erklärung der Vielfalt der romanischen Sprachen sei undenkbar. Der geborene Görzer tritt bekanntermassen für die Anerkennung einer rätoromanischen Unterfamilie innerhalb der romanischen Sprachen ein; 1873 veröffentlichte er seine *Saggi ladini.*[33] Er behauptet bezüglich der Eigentümlichkeiten der romanischen Sprachen «dass dieselben weder von klimatischen Verhältnissen abhängig sind noch sich auf zufällige Sprachverderbnis seitens einzelner Individuen zurückführen lassen; vielmehr ist zweifellos, dass sie auf einem vorrömischen Motiv beruhen.»[34] Es wird nicht mehr zugelassen, zu behaupten, die Bergbewohner haben wegen der frischen Luft in der Höhe eine harte Aussprache!
Ascoli untersuchte dieses Phänomen des «sostrato», wie er es benannte, am Beispiel der rätoromanischen Sprachen. Doch diese Kennzeichnung einer rätoromanischen Sprachgruppe blieb bekanntermassen nicht unbestritten. Sie führte zur berühmten Kontroverse über die «questione ladina», die in einer umfangreichen Fachliteratur debattiert worden ist und die wir hier nicht weiter berühren werden.
Ascoli ist ein Aussenseiter: Jude (er setzt sich für die ursprüngliche Einheit des Indogermanischen und des Semitischen ein), Görzer (geboren auf dem Territorium des Vielvölkerreiches), mit der Sprache der Friauler und der übrigen Alpenbewohner von Hause aus vertraut. Als Sprachwissenschaftler geht er seinen eigenen Weg. Ascolis Arbeiten fanden aber auch in Deutschland ein Echo. Hermann Hirt dehnte das Argument aus und meinte, die Verschiedenheiten der bekannten indogermanischen Sprachen sei in jedem Fall auf den Einfluss früherer nichtindogermanischer Substrate zurückzuführen. Die indogermanischen

Eroberer, vermutet er, hätten von den jeweiligen Sprachen der früheren Völker Einflüsse aufgenommen. 1894 schrieb er:

> «Meine These lautet also: die großen Dialektgruppen der indogermanischen Sprache erklären sich in der Hauptsache aus dem Übertragen der Sprache der indogermanischen Eroberer auf die fremdsprachige unterworfene Bevölkerung und dem Einfluß dieser Sprache auf die Kinder.»[35]

Hirt wurde offensichtlich von den Arbeiten Ascolis in Italien beeinflusst, denn er schreibt:[36]

> «Man hat nun gefragt, wie es komme, dass sich die Sprachen so stark und so eigentümlich verändern. Ein Beispiel von solcher Veränderung in historischer Zeit haben wir in den romanischen Sprachen vor uns. Sie sind alle aus dem Latein geflossen und sind doch alle Sprachindividuen, durchaus verschieden voneinander bei aller Ähnlichkeit. Für diese Verschiedenheit der Sprachen hat man die besondere völkische Grundlage verantwortlich gemacht, die sich bei ihnen findet: Das Lateinische wurde von den Galliern anders ausgesprochen als von den Iberern in Spanien, anders von den Bewohnern Rumäniens und anders wieder von den Alpenbewohnern. So viel Sprachindividuen es vor der Romanisierung gegeben habe, so viele habe es auch nachher gegeben. Mir scheint dieser Schluß ganz unabweislich, und ich habe diese Anschauung daher auf die indogermanischen Dialekte und ihre Entstehung übertragen.» (S. 47).

Die Substrattheorie Ascolis wird also verallgemeinert und vom Gebiet der romanischen Sprachen auf das ganze indogermanische Gebiet übertragen: Wenn Inder, Griechen, Römer, Germanen und Kelten verschiedene Sprachen haben, ist dies überhaupt dadurch zu erklären, dass die indogermanischen Eroberer im Laufe ihrer Geschichte ihre Sprache auf ganz verschiedene Urbevölkerungen verbreitet haben. Manche andere Sprachforscher, wie K. Pauli, der das Etruskische studierte, meinten, es gäbe europaweit ein ethnisch mehr oder weniger homogenes vorindogermanisches Substrat. Das Wort «pelasgisch» kommt jetzt wieder in der gelehrten Welt zum Vorschein. Die «Pelasgier»

waren die vorgriechische Bevölkerung in Griechenland. Man leitet ihren Namen vom griechischen Wort «pelagos», Meer, ab. Der Sprachforscher Arens berichtet in seiner Geschichte der Sprachwissenschaft:[37]

> «Man suchte nach der Herkunft gewisser Orts-, Personen- und Götternamen sowie zu bestimmten Sachgruppen gehörende Wörter von ungriechischem Gepräge ... und führte sie auf die pelasgische Urbevölkerung ... zurück ... während Karl Pauli um dieselbe Zeit die Verwandtschaft der auf dem Balkan und in Kleinasien angenommenen pelasgischen Volksschicht darüber hinaus auf die Etrusker, ja Basken, Ligurer, Räter ... ausdehnte ...» (S. 473)

Man spürt den Einfluss dieser Debatten auf die einheimischen Sprachpfleger in Graubünden. Ein interessantes Beispiel[38] hierfür ist das erste etymologische Wörterbuch des Rätoromanischen von Pallioppi Vater und Sohn, veröffentlicht 1895.[39] Für die Etymologien auf lateinischer Seite benutzten die Autoren Du Cange und Diez, aber sie finden auch ein Substrat, oder genauer gesagt ein Adstrat, das sie als keltisch bezeichnen, gestützt auf Zeuss' *Grammatica Celtica* (1851),[40] sogar auch auf ein irisches Wörterbuch.
Irische Wörter, gelegentlich auch kymrische (walisische), werden als Etyma von rätoromanischen Wörtern angegeben. Man findet Einträge wie folgende:

> «**Basat**, Ururgroßvater, UE *bisat*; zsgs. aus Lat. bis, zweimal, u. kelt. at. Abkürz. v. ir. Athair, Athir = father.»

> «**Mat-ta**, m. f. Knabe, Sohn, Mädchen, Tochter. ir. mac, Sohn, Junge; ital. matto, Knabe.»

Noch phantastischere Etymologien aus dem Irischen findet man in Pallioppi's Wörterbuch zerstreut. Dieses ansonsten wichtige und gelehrte Studium des rätoromanischen Wortschatzes und seiner Etymologie bleibt ein Beweis der Anziehungskraft der Substrattheorie und ihrer Auswirkung auf die Gemüter der Sprachpfleger.
Die Substrattheorie wurde bis ins 20. Jahrhundert hinein debattiert und gepflegt. Arens thematisiert weiter (S. 474):

«Freilich war mit der Substrattheorie viel Spekulation verbunden, um so mehr, je weniger man von der Sprache des Substrates wußte. Doch da sie der geschichtlichen Wirklichkeit mehr entsprach als die Voraussetzung einer sozusagen chemisch reinen, unkontaminierten Indogermanisch – in dem allerdings nur allzuvieles unableitbar blieb – und ungefähr alles zu ‹erklären› erlaubte, wurde sie in immer weiterem Umfange angewandt und manchmal, wenn methodisch exakt, mit erstaunlichen Ergebnissen, wie bei ... Pokorny ... der sich über Probleme und Methode der Substratforschung am Beginn seiner eingehenden und gediegenen Untersuchung, die dem Nachweis eines nicht-indogermanischen ... Substrats im Irischen gewidmet ist, folgendermaßen äußert:

‹... Bei der Bestimmung des nichtindogermanischen Substrats ist der sehr wichtige Gedanke festzuhalten, daß jenes nicht bloß etwa nur in den literarisch ältesten Überlieferungen am klarsten zutage tritt ... Auch dort, wo das nichtindogermanische Substrat schon zur Zeit der ersten Aufzeichnungen in der indogermanischen Siegersprache als lebende Sprache erloschen war und sich in keinerlei Literaturdenkmälern erhalten hatte, gilt genau das gleiche. Es kann z. B. der Fall vorkommen, daß die Bewohner gewisser Gegenden infolge ihrer isolierten Lage in ihrer Sprache noch archaische Züge bewahren, die den herrschenden Dialekten infolge ungehemmter Fortentwicklung lange abhanden gekommen sind, und daß sie erst später als jene zur schriftlichen Aufzeichnung gelangen, so daß literarisch jüngere Denkmäler sprachlich älter sein könnten als literarisch ältere Aufzeichnungen›». (S. 100 ff.)

Pokorny[41] verkündete eine paradoxe Idee: Das Substrat würde nicht in den ältesten Dokumenten der Herrschersprache vorkommen, sondern in späteren – insofern isolierte Bevölkerungen, etwa Bergbewohner, die ihre alten Sprachgewohnheiten hatten bewahren können, einen Einfluss auf die Herrschersprache ausüben könnten. Das vorindogermanische Substrat im Irischen, zum Beispiel, sieht Pokorny als über tausend Jahre aktiv, und es kam in den Krisen der irischen Kultur zum Vorschein, etwa im Mittelalter beim Einfall der Wikinger oder bei

der endgültigen Eroberung Irlands durch die Engländer im 16. Jahrhundert. Ein Substrat ist daher laut Pokorny nicht einfach ein «Überbleibsel», sondern etwas Dynamisches, das sich im Laufe der Zeit entfaltet.
Arens hat folgenden Kommentar zum Thema Substrat in der Sprachwissenschaft des 20. Jahrhunderts abgegeben (S. 79 f.):

> «Kurz, die Zitierung eines Substrats ... als ‹Mädchen für alles› hätte die ganze Richtung diskreditieren können, wenn nicht anerkannte Gelehrte ... eine strenge Methode geübt hätten ... [und] die strengsten Bedingungen für die Annahme von Substratwirkungen aufgestellt. Diesen wird zweifellos V. Bertoldis methodisch beispielhafte Untersuchung: *Substratprobleme. Methodologischer Versuch auf dem prähistorischen Gebiete der Ortsnamen und des Wortschatzes* (1931), gerecht, in der die Verbreitung und weitreichenden Beziehungen eines offenbar nicht indogermanischen Wortes, das in den Alpen als Toponym und Bezeichnung für eine bestimmte Geländeform existiert, dargestellt werden ... Um so beachtenswerter sind Bertoldis vorsichtige Schlußfolgerungen: es ergibt sich ihm ein von den Pyrenäen über die Alpen und den Appennin bis zum Balkan und Kaukasus ... sich erstreckender sprachlicher Bereich, ein mediterran-kaukasisches Substrat, wie es schon 40 Jahre zuvor behauptet worden war.»

Obwohl das Zauberelement aus dem Rätoromanischen verbannt war, ergab die Substrattheorie die Möglichkeit, mehr als nur lateinische Elemente im Rätoromanischen zu finden. Wenn die Eigentümlichkeiten des Rätoromanischen von einer verschollenen Sprache stammten, welcher Natur war diese Sprache? Wer hat sie gesprochen? Mit anderen Worten, wer waren die alten Räter? Mit diesen Fragen kamen die «Gespenster», die Etrusker Speschas und mehrere andere Völker sozusagen durch die Hintertür in die Diskussion zurück. Wenn an der rätoromanischen Sprache selbst nicht viel Entscheidendes zu finden war, half die Ortsnamenkunde, die in der Ostschweiz viel Vorrömisches fand, um die Legende der geheimnisvollen Herkunft des rätischen Volkes aufrechtzuerhalten.
Es gibt eine umfangreiche Literatur zu diesem Thema der vorrömischen Elemente in den Alpen und zum Thema der Räter im Besonderen. Um nur ein Beispiel zu erwähnen: P. Flurin Maissen

hat sich 1964 [42] für einen illyrischen Ursprung der Räter und ihrer Sprache engagiert. Er glaubte, dass es für die Räter einfacher war, Latein zu lernen, da sie eine Sprache dem Latein ähnlich, also eine Art Illyrisch, schon sprachen. Das Rätoromanische sei also nicht nur vom Latein abgeleitet worden, sondern auch von anderen ähnlichen Sprachen der Antike im italienischen und balkanischen Kulturraum. Maissen kommt zur folgenden Schlussfolgerung:

> «Ord quels fatgs savessen ins pia concluder che nossa tschontscha e pronunzia seigi vegnida influenzada grondamein entras las immigraziuns da pievels digl ost e ch'ei hagi dau els temps suenter Christus pliras immigraziuns slavicas en nossa tiara... Il lungatg illiric, che ha dau senza dubi la tempra al lungatg reto-roman, ei aunc memia pauc enconuschents, per ch'ins sappi dir per franc sche bein el persuls ei staus stgis de dar alla romanisaziun dil lungatg la viulta tier nossa tipica sonoritad plitost slavica.» (S. 148)
> [Aus diesen Tatsachen könnte man somit schliessen, dass unsere Sprache und Aussprache von Einwanderungen von Völkern aus dem Osten weitgehend beeinflusst worden ist, und dass in den frühen Jahrhunderten nach Christus mehrere slawische Einwanderungen in unser Land stattgefunden haben ... Die illyrische Sprache, die zweifelsohne der rätoromanischen die Prägung gegeben hat, ist noch zu wenig bekannt, als dass man sicher wissen könnte, ob sie allein imstande war, der Romanisierung der Sprache jene typische, eher slawische Lautung zu geben.]

Er begründet dieses slawische Element mit den auffallenden Konsonantengruppen im Rätoromanischen, die in anderen romanischen Sprachen kaum vorkommen. Da Illyrisch eine Art Latein mit slawischer Lautung ist, wie dieser Autor meint, befinden wir uns auf bekanntem Boden: bei Spescha und seinen Etruskern. In seinen abschliessenden Bemerkungen behauptet Maissen, die Rätoromanen seien sprachlich nicht nur lateinischer Herkunft:

> «...nus secuntein d'admirar e ludar nossa ‹latinitad›. E forsa ei ual quella supposiziun il grond impediment per penetrar els misteris de nies lungatg e nossa cultura,

> de capir endretg nossa essenzia retica. Stuein nus forsa renunziar per in ton alla latinitad? ... Sche la hipotesa della provenientscha illirica severifichescha ... probablamein la ierta la pli sublima che quei pievel ha dau a nus ei stau igl egl vast ed igl anim grond, quei tschespet spirtal che ha saviu vegnir fructificaus dal sem hellenic-roman, german e slavic. Igl ei ina sintesa che sepresenta sco ina miracla culturala a quel che clauda buca ils egls.» (S. 149)
> [Wir sind froh, unsere Latinität zu bewundern und zu loben. Aber vielleicht ist diese Annahme das grösste Hindernis, um in die Geheimnisse unserer Sprache und Kultur einzudringen, um unsere rätische Essenz richtig zu verstehen. Sollten wir vielleicht die Latinität eine Zeit lang loslassen? ... Wenn die Hypothese der illyrischen Herkunft sich verifiziert ... wahrscheinlich ist das sublimste Erbe, das jenes Volk uns gegeben hat, das weitsichtige Auge und die grosse Seele, das spirituelle Territorium, das vom hellenisch-römischen, germanischen und slawischen Samen befruchtet worden ist. Das ist eine Synthese, die wie ein kulturelles Wunder denen erscheint, die die Augen gerade nicht schliessen.]

Viele andere Beispiele dieser Art von Spekulationen über den wahren Ursprung der Räter und ihren Einfluss auf die moderne rätoromanische Sprache könnte man anführen und analysieren. Das wäre für den Rahmen dieses Artikels ein zu weites Feld. Hier möchte ich nur auf die Kontinuität der Begriffe hinweisen, die die Sprachgelehrten und Sprachpfleger des 19. Jahrhunderts mit ihren modernen Nachfolgern verbindet. Es geht immer noch darum, sowohl einheimische als auch auswärtige Leserschaften von der Einzigartigkeit und der Altertümlichkeit des Rätoromanischen zu überzeugen. Iso Camartin[43] fasst in seinem Aufsatz «Legenden über die Rätoromanen» das Thema folgendermassen zusammen:

> «Wer anders ist, oder sein will, glaubt dies durch eine distinkte Herkunft beweisen zu müssen. Das Wort Rätoromanen besteht bekanntlich aus zwei Teilen. Was man unter ‹Romanen› versteht, ist einigermaßen eindeutig ... [Mit der Aufnahme ins römische Reich] begann eine lange dauernde Phase der Latinisierung des Gebietes ... Wie daraus schließlich das Rätoromanische

> wurde, berichten uns die Sprachhistoriker so nüchtern und detailliert, daß dies zum Reich des Wissens und nicht zu jenem der Legenden gehört. Mehr Schwierigkeiten bietet freilich die Frage, was vor dem Einfall der Römer im rätischen Gebiet gesprochen wurde. Dazu gibt es alte, neuere und neueste Theorien ... Die Räterfrage schwirrt deshalb nach wie vor durch die Köpfe, man behilft sich, so gut es geht, mit Konjekturen ...» (S. 155 f.)

Aus alledem sieht man das Bedürfnis der rätoromanischen Autoren wie Vertreter anderer Kleinsprachen, sich trotz allem als Rätoromanen *einzigartig* zu fühlen. Die Möglichkeit einer etruskischen Herkunft hat Spescha aufgegriffen, um die Würde einer rätoromanischen Nation zu etablieren. Als die Indogermanistik zur neuen Orthodoxie in der Sprachwissenschaft wurde, bekam das Rätoromanische den Stand einer normalen romanischen Sprache zugewiesen. Aber das reichte nicht, um die Legende der einzigartigen Herkunft zu stützen. Die Substrattheorie kam zur Hilfe, und man konnte sich damit trösten, dass die rätoromanische Sprache dennoch geheimnisvolle Hinweise einer uralten Herkunft liefere. Vielleicht ist dem auch tatsächlich so, nichts ist bewiesen. Aber die Interessen und das Vokabular der Sprachforscher, sowohl einheimischer als auch internationaler, erlaubt uns, den sich ändernden Wert einer Kleinsprache auf dem Markt der Sprachen zu verfolgen.

Wohl ist dieses Gedankengut nicht nur dem Rätoromanischen und seinen Verfechtern in den letzten zwei Jahrhunderten zuzuschreiben. Wie wir gesehen haben, sind die Gemeinplätze, die man eingesetzt hat, um den Stellenwert dieser oder jener Kleinsprache zu beweisen und Achtung und Sympathie der Mitwelt für sie zu gewinnen, immer die gleichen gewesen: Die jeweilige Sprache wird als «uralt» präsentiert, als «rau» aber «rein», als «lebende Ruine» und «echtes Überbleibsel» einer antiken Sprachgeschichte. Ob diese Rhetorik den historischen Tatsachen entspricht, bleibt dahingestellt. Hauptsache ist, dass sie einigen Kleinsprachen erlaubt hat, in einer eher unsympathischen modernen Welt trotz allem zu überleben.

Dr. phil. Torlach Mac Con Midhe (Terence MacNamee) ist Sprachwissenschaftler.

Adresse des Autors: Dr. phil. Torlach Mac Con Midhe, Süsswinkelgasse 20, 7000 Chur.

1 PLANTA, Joseph, An account of the Romansh language. By Joseph Planta, F.R.S. In a letter to Sir John Pringle, Bart., P.R.S., in Phil. Trans. Vol. LXVI, 1776.

2 Romanisch und Keltisch bei Joseph Planta, in: BM 2002, Nr. 4, S. 265–291.

3 Geschichte der romanschen Sprache ... aus dem Englischen übersetzt, bei der Neuen Typographischen Gesellschaft, Chur 1776.

4 Die Forschungen des 19. Jahrhunderts sind von Alexi DECURTINS erörtert worden: Il romontsch e la scienzia internaziunala, in: Annalas dalla Società retorumantscha, 1964, S. 22–73; Das Rätoromanische in der Sprachforschung, in: Romanica Raetica 8, Societad Retorumantscha, Cuira 1993, S. 27–88. Der vorliegende geistesgeschichtliche Aufsatz basiert auf diesen Beiträgen.

5 Abhandlung über den Ursprung der Sprache (1772), Reclam, Stuttgart 1966, S. 11 u. f.

6 Zitiert in CERTEAU, M. de, D. Julia et J. Revel, Une politique de la langue: la Révolution française et les patois: l'enquête de Grégoire, Gallimard, Paris 1975, nouvelle édition, 2002, S. 307.

7 CERTEAU ET AL., op. cit.

8 zitiert von CERTEAU ET AL., op. cit., S. 105.

9 zitiert von CERTEAU ET AL., op. cit., S. 106.

10 CERTEAU ET AL., op. cit., S. 108 u. f.

11 CERTEAU ET AL., op. cit., S. 87.

12 Unveröffentlichter Text aus dem Nachlass, zitiert von Alexi DECURTINS, Placi a Spescha ed il romontsch, in: Romanica Rætica 9, Societad Retorumantscha, Cuira 1993, S. 39.

13 SPESCHA, Placidus a, Die rhäto-hetruskische Sprache, in: Isis 1, 1805, S. 24–33.

14 Conradi hat seine Grammatik vor der Deportation verfasst, veröffentlicht hat er dieses Werk erst viel später: Praktische deutsch-romanische Grammatik, Orell Füssli, Zürich 1820. Das Deutsch-romanische Wörterbuch erschien 1823.

15 Discours préliminaire aux Mémoires de l'Académie celtique (1807), zitiert von CERTEAU ET AL., op. cit., S. 264.

16 Mithridates oder allgemeine Sprachenkunde, Voss, Berlin, Bd. I, hrsg. Adelung, K., 1806; Bde. II–IV, hrsg. Vater, J.S., 1809–1817.

17 Ankündigung einer Schrift über die baskische Sprache und Nation, nebst Angabe des Gesichtspunktes und Inhalts derselben, in: F. Schlegels Zeitschrift Deutsches Museum, Bd. II, 1812 veröffentlicht; in: Werke, Cotta, Stuttgart 1981, Bd. V.

18 Berichtigungen und Zusätze zum ersten Abschnitt des zweiten Bandes des «Mithridates» über die kantabrische oder baskische Sprache, Voss, Berlin 1817.

19 Die Vasken (1805), in: Werke Bd. II.

20 PERCIVAL, K., Humboldt's description of the Javanese verb, in: Hymes, D. (ed.), Studies in the history of linguistics: traditions and paradigms, Indiana University Press, Bloomington, Ind. 1974, S. 380–389.

21 *Die von seiner Excellenz dem königl. Preußischen Minister Baron von Humbold eröfnete Auflösung verschiedener Romanischer Wörter; somit einigen lateinischen, spanischen, portugesischen, italienischen, französischen und deutschen Denksprüche in die Rhätische oder Romanische Sprache übersetzt nebst einer neuen Fabel, und einem Gedicht – von Matth. Conradi Pfarrer zu Andeer im helvetischen Kanton Graubünden.* Anscheinend nie veröffentlicht. Die druckreife Handschrift Conradis, in der Hofbibliothek Wien aufbewahrt, wurde von Th. Gartner unter dem Titel «W. v. Humboldt über Rätoromanisches, nebst Ungedrucktem von Matth. Conrad», in: Romanische Studien 6, 1885, S. 303–333, gedruckt.

22 Zitiert von Iso MÜLLER, Pfarrer Mattli Conrad und Pater Placidus Spescha, in: BM, Nr. 3/4, 1973, S. 73.

23 «Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues ...», Abhandlungen der k. Akad. zu Berlin, 1832 (gedruckt 1836), II, CCCVII, hrsg. von A. Pott, Berlin 1876, II, S. 300.

24 Linguistische Untersuchungen II: die Sprachen Europas in systematischer Übersicht, H.B. König, Bonn 1850, S. 36.

25 PICTET, De l'affinité des langues celtiques avec le sanscrit (1836), B. Duprat, Paris 1837.

26 BOPP, Franz, Über die keltischen Sprachen (1836), in: Kleine Schriften zur vergleichenden Sprachwissenschaft: Gesammelte Berliner Akademieabhandlungen 1824–1854, Zentralantiquariat der DDR, Leipzig 1972.

27 BOPP, op. cit.

28 RAYNOUARD, F., Eléments de la grammaire romane, Paris 1816; Grammaire comparée des langues de l'Europe latine dans leurs rapports avec la langue des Troubadours, Paris 1821.

29 V. SCHLEGEL, A. W., Observations sur la langue et la littérature provençales, Paris 1818.

30 DIEFENBACH, L., Über die jetzigen romanischen Schriftsprachen, die spanische, portugiesische, rhätoromanische (in der Schweiz), französische, italienische, und dakoromanische, J. Ricker, Leipzig 1831.

31 DIEZ, Grammatik der romanischen Sprache, Bonn, erste Ausgabe 1836–1843.

32 DECURTINS, op. cit., s. Note 28.

33 ASCOLI, G.I., Saggi Ladini, E. Loescher, Torino 1873.

34 Sprachwissenschaftliche Briefe (Lettere glottologiche), 1886, deutsch von B. Güterbock, Leipzig 1887, zitiert von ARENS, H., Sprachwissenschaft. Geschichte und Gang ihrer Entwicklung, 2 Bände, Fischer Athenäum Verlag, 1966, 1974.

35 1894, zitiert von ARENS, op. cit., S. 474.

36 Der Zitat stammt aus einem posthum erschienenen Buch: HIRT, H., hrsg. Helmut Arntz: Die Hauptprobleme der indogermanischen Sprachwissenschaft, Max Niemeyer Verlag, Halle/Saale 1939.

37 ARENS, op. cit.

38 von DECURTINS, op. cit. erwähnt.

39 PALLIOPPI, Z. e E., Dizionari dels idioms romauntschs, S. Tanner, Samedan 1895.

40 ZEUSS, J. K., Grammatica celtica, 1851. Zeuss ist der Diez der keltischen Sprachen. Sein auf Latein verfasstes Hauptwerk war das Buch, das den keltischen Sprachen eine den romanischen und germanischen äquivalente Position als Sprachfamilie innerhalb der Indogermanistik eingeräumt hatte.

41 POKORNY, J., Das nichtindorgemanische Substrat im Altirischen, in: Zeitschrift für Celtische Philologie, 1927.

42 MAISSEN, P. Flurin, Origin dils Rets, de lur patria e lur lungatg, in: Ischi 1965, S. 133–151.
Für den Hinweis auf diesen Text danke ich Hermann Walther.

43 CAMARTIN, Iso, Nichts als Worte? Suhrkamp, Frankfurt 1978.